

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Über Druidismus in Noricum

Ferk, Franz

Graz, 1877

Über
Druidismus in Noricum

mit Rücksicht

auf die

Stellung der Geschichtsforschung zur Keltenfrage.

Von

Franz Ferk,

Prof. der Geographie und Geschichte an der k. k. Lehrerbildungs-Anstalt
in Graz.

~~~~~  
Sonderabdruck aus dem ersten Jahresberichte der hiesigen k. k. Lehrerbildungs-Anstalt.  
~~~~~

Graz, 1877.

In Commission bei Leuschner & Lubensky,
k. k. Universitäts-Buchhandlung.

Motto: Der Jungfrau beste Zierde ist die Bescheidenheit,
doch Zuversicht ist dankbar für den Mann.

Druidenweisheit.

Schon im vorigen, ja bereits im XVII. Jahrhunderte hielt man es für eine Pflicht, auch der Vergangenheit jenes Volkes einige Aufmerksamkeit zu schenken, das unter dem gemeinsamen Namen „Kelten“ einen langen Zeitraum hindurch Mitteleuropa in stolzer Unabhängigkeit bewohnte, das Reiche in ihrer Existenz bedroht und so oft umgestaltend in das Leben verschiedener Völker eingegriffen hat; das kräftig und mächtig war¹⁾, bis es mit der Rückwanderung nach Asien und der unfreiwilligen Ansiedelung von 4000 Gallo-Thrakern auf einer öden Insel der sebenytischen Nilmündung (um 266 v. Ch.) den großen Kreis seiner Wanderungen ausgefüllt hatte. Mit diesem Zeitpunkte ist auch im Wesentlichen das politische Leben der Kelten erloschen.²⁾

¹⁾ In A. Kuhn's und A. Schleicher's „Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung“, Bd. I. S. 388 zeigt Steinthal C. A. F. Mahn's „Denkmäler der baskischen sprache“ an und nimmt hiebei Gelegenheit S. 390 die Kelten und Iberer folgendermaßen zu charakterisieren: „Man kann sich über den geringen antheil, den das iberische und celtische am romanischen haben — nur muß man ihn nicht gänzlich läugnen — nicht verwundern. Die Celten und Iberer, obwohl zur kaukasischen race gezählt, sind doch nur völker von schwachem geiste, ohne historisches bewußtsein, mehr wilde als barbaren. Erst durch mischung mit germanischem blute und geiste wurden sie fähig, thätigen antheil an der geschichte zu nehmen.“

Merkwürdig! Die Geschichte der Kelten und die Literaturschätze derselben sind Steinthal wohl nie bekannt geworden. So lange nun jemand in irgend einer wissenschaftlichen Frage unbewandert ist, bekundet es eine Art Weisheit, wenn man schweigt; oder muss das, was man nicht kennt, notwendiger Weise „von schwachem geiste“ sein? Es wäre für uns Deutsche wahrlich ehrenvoller, bei uns Einkehr zu halten, zu fragen, was wir im Laufe der Jahrhunderte von den Kelten gelernt und das so Erkannte zu würdigen, statt jede unreife Laune gegen dieses Volk zu kehren. — Schliesslich noch die Frage an Steinthal: Was hat man im Hinblick auf die Wanderungen der Kelten von der Ansicht Lesley's (Man's Origin and Destiny) zu halten, wenn er sagt, dass die am edelsten organisierten Menschenrassen auch die größte Neigung zur Wanderung besäßen?

²⁾ Cäsar in Gallien, August's Stiefsöhne in den Alpen fanden das keltische Volk nicht mehr in seiner Vollkraft, sondern in Parteiwirren, welche den Untergang der nationalen Freiheit so auffallend rasch herbeiführten. Die Uneinigkeit und all' die übrigen Umstände, welche

Nicht allein in England und Frankreich fanden die keltischen Forschungen frühzeitig ihre Pflegestätten, auch auf deutschem Boden ward hiefür die Teilnahme rege. Wie aber bei nicht hinreichend sicherer Grundlage einem jeden neu auftauchenden Wissenszweige mehr oder minder Irrtümer nicht erspart bleiben, so war es auch hier gekommen. Man kannte keine andere gesunde Basis, als die Berichte der Alten; denn auf dem Gebiete der Sprachforschung und Archäologie war noch nichts geschehen, was den keltischen Forschungen eine wissenschaftliche Zukunft hätte sichern können.

Die Fehler, die sich daher insbesondere bei Erklärung von Berg-, Fluss-, Orts- und Personennamen einstellen mussten, vermochten selbstverständlich diesem Zweige der Geschichtsforschung wenig Freunde zu gewinnen.

Allein — soll uns diese leidige Tatsache (der sich übrigens nur zu oft noch die Keltomanie zugesellt), berechtigen, der Keltenfrage für immer aus dem Wege zu gehen? Muss uns nicht vielmehr daran liegen, für die Geschichte dieses in seiner Art so interessanten und auch für unsere Alpenländer hochwichtigen Volkes, jenen sicheren Boden zu gewinnen, auf welchem eine endliche Lösung dieser Frage, so weit dies eben möglich ist, sich erwarten lässt?

Seit Pott,¹⁾ Prichard,²⁾ Pictet,³⁾ Bopp⁴⁾ und Diefenbach⁵⁾ sich vom Standpunkte der vergleichenden Sprachforschung diesem Gegenstande zugewandt, ist es hierin vielfach besser geworden. Doch — erst Zeuss war es vorbehalten durch seine im Jahre 1853 zu Leipzig erschienene „Grammatica celtica“ der Keltologie eine sichere und breite Grundlage zu geben.

Seither haben Aufrecht, Bacmeister, Diez, Ebel, Glück, Lottner, Pictet, Pott, Schleicher, Siegfried, Stokes, Windisch u. a. den gewonnenen Boden ehrenvoll behauptet, und der so schwierigen Keltologie eine Zukunft gesichert.

Die keltische Münz- und Altertumskunde zählt: Akerman, Cartier, Davies, Duchalais,⁶⁾ Gaidoz,⁷⁾ Kupido, Lambert, Lelewel,

den Fall dieses begabten Volkes bewirkten, lassen sich auf das mangelnde Volksbewusstsein zurückführen, das unter dem Drucke des Adels und der auch diesen geistig beherrschenden Druiden schon seit langer Zeit nicht mehr aufleben konnte.

¹⁾ Pott, A. F.: „Indogermanischer Sprachstamm“ in der Encyclop. Sect. II. Th. 18, S. 87 ff.

²⁾ Prichard, James Cowles: The eastern origin of the Celtic nations proved by a comparison of their dialects (Irish and Welsh) with the Sanskrit, Greek, Latin and Teutonic languages. Oxford 1831.

³⁾ Pictet, Adolphe: „De l'affinité des langues Celtiques avec le Sanskrit. Mémoire couronné par l'Institut. Paris 1837.“

⁴⁾ Bopp, Fr.: Die keltischen Sprachen vom Standpunkte der vergleichenden Grammatik. Berlin 1839.

⁵⁾ Diefenbach, Lorenz: Celtica I. Sprachliche Documente zur Geschichte der Kelten. II. Versuch einer genealogischen Geschichte der Kelten. Stuttgart 1839 u. 1840.

⁶⁾ Freilich, wo es auf richtiges Lesen der Münzlegenden ankommt, da geht auch Duchalais zuweilen irr, was nicht der Fall wäre, wenn er für die keltischen Lautgesetze und Wortbildung ein Verständnis hätte. So finden wir z. B. (16, 30) einen REX ADIETVANVS

Pichler (Repertorium der steierischen Münzkunde, Bd. I, ist durch die Anlage des Werkes mustergiltig geworden), Poste, Frh. v. Sacken, de Saulcy, de la Saussaye, Schreiber, Streber u. a. zu ihren gediegensten Vertretern.

Ganz anders hingegen steht es noch vielfach mit der keltischen Frage betreffs der stummen Denkmale aus Bronze und Stein.

Lange Zeit hindurch hielt man die in Mitteleuropa gefundenen Bronzegegenstände, so fern sie sich nicht deutlich als römisch erwiesen, durchweg für keltisch. Wie irrig dies vielfach war, stellte sich heraus, als durch Mommsen¹⁾ und Lindenschmit (die Alterthümer unserer heidn. Vorzeit) die etruskische Frage auftauchte. Man gewahrte auf dem Wege sorgfältiger Vergleichung bei vielen Gegenständen dieses Materiales sofort fremden Einfluss, constatierte Handelsverbindungen mit dem Süden,²⁾ welche fremde Erzeugnisse aus glänzendem Erze in die transalpinischen Länder brachten.

Der Gefler Professor Wiberg³⁾ legte die Ergebnisse seiner diesbezüglichen Forschungen in der bahnbrechenden Schrift: „Der Einfluss der klassischen Völker auf den Norden durch den Handelsverkehr“ nieder. Er ist bemüht, einerseits die Ansicht Nilsson's⁴⁾ über die Verbreitung phönikischer Bronzeerzeugnisse nach dem Norden Europas zu Gunsten der Etrusker

für Adiatunus, — ein Fehler, den mit ihm auch noch andere Numismatiker teilen, welche über keltische Münzen geschrieben haben; nicht besser erging es vielen Epigraphikern. Als nahe-stehende Form zu Adiatunus sei der einheimische keltische Mannsname Adiatullus ange-führt, der in Leibnitz seinem Sohne Vepotalis, der Gattin Tatuca, des Verbius Tochter, sowie seiner eigenen Tochter Ruma bei Lebzeiten ein Denkmal setzte.

1) Prof. H. Gaidoz, der verdienstvolle Redacteur der „Revue Celtique“. — Seit Schreiber's „Taschenbuch für Geschichte und Alterthum in Süd-Deutschland“ der engherzigen Deutschtümelei zum Opfer gefallen, hat das „cosmopolitische“ Deutschland es zu keinem, auch nur ähnlichem Unternehmen gebracht, geschweige besseres geschaffen. Werden bisher noch ungeborne Kinder Greise werden müssen, bis wenigstens das südliche Deutschland im Vereine mit der Schweiz und den österreichischen Alpenländern es zu einer Zeitschrift oder doch zu einem Anzeigeblatte für keltisches Altertum bringen?

1) Mommsen, Th.: „Über die nordetruskischen Alphabete“ in den „Mittheilungen des Züricher antiquarischen Vereines“, VII. 1853. S. 199—237.

2) Warum wird der Einfluss der Massilier auf Gallien, Oberitalien und die Schweiz fast gar nicht beachtet, da uns ihre Beziehung zu diesen Ländern durch viele keltische Münzen doch hinlänglich verbürgt ist?

3) Wiberg, C. F.: Der Einfluss der klassischen Völker auf den Norden, durch den Handelsverkehr. Aus dem Schwedischen von Mestorf. Mit einer Fundkarte. Hamburg, Otto Meissner, 1867; es ist seither bereits eine zweite Auflage erschienen.

4) Nilsson, S.: Die Ureinwohner des skandinavischen Nordens. Ein Versuch in der comparativen Ethnographie und ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechtes. Das Bronzealter. Zweite mit zwei Nachträgen vermehrte Ausgabe. Hamburg, O. Meissner, 1866. Mehrere Jahre vor Nilsson schrieb über die Beziehungen der Phöniker zum Bernsteinlande Radslob: Thule. Die phönizischen Handelswege nach dem Norden, insbesondere nach dem Bernsteinlande. Reise des Pytheas von Massilien. Leipzig 1855.

unhaltbar zu machen, andererseits besitzt er aber auch Objectivität genug, eine transalpine einheimische Bronzeindustrie gelten zu lassen.

Dagegen vermissen wir diese Objectivität, die gewiss jedem Historiker Not tut, sowohl bei dem in so vieler Beziehung hochverdienten Lindenschmit als auch seinem geistvollen Anhänger Professor Genthe.

Schon im Jahre 1846 erklärte Lindenschmit in den Bonner Jahrbüchern die Pflege keltischer Forschungen für eine Beleidigung des deutschen Patriotismus und ich erinnere mich nicht, dass er seither irgend ein nicht römisches Bronzeobject als keltisch anerkannt hätte, was nun nicht mehr wissenschaftlich, sondern einfach eigensinnig ist.

Wie Lindenschmit auf dem Gebiete der sogenannten Bronze-cultur all das, was sich weder für die Etrusker noch Römer in Anspruch nehmen lässt, einfach für deutsch erklärt, verfuhr in ähnlicher Weise neun Jahre später Holtzmann in seinem Buche „Kelten und Germanen“. ¹⁾ Für ihn sind die Gallier nun keine Kelten sondern Deutsche, dagegen Iren und Britannier etwas anderes als Deutsche oder Kelten, und weder Brandes' Gegenschrift, ²⁾ noch die in herben Worten ausgesprochenen Lehren Glück's ³⁾ haben Holtzmann zu einer anderen Ansicht vermocht. In der Einleitung zu seiner deutschen Mythologie ⁴⁾ hoffte er für dieselbe geradezu eine Zukunft. Ich füge hier seine eigenen Worte ein: „Ich bekenne mich zu den Ansichten meines Buches: „Kelten und Germanen“. Ich stehe ziemlich allein und ziemlich alle Autoritäten haben meine Lehren nicht angenommen, und eine ziemliche Anzahl Widerlegungen sind erschienen.“ — „Uebrigens habe ich doch auch Anhänger. Ich befinde mich also in der unangenehmen Lage, Ihnen (den Hörern an der Hochschule zu Heidelberg) sagen zu müssen, dafs ich von Grundansichten ausgehe, welche von den Gelehrten unserer Zeit verworfen werden. Aber bedenken Sie, dafs in solchen Fragen die Wahrheit oft sehr langsam zur Geltung kommt. Nicht wie bei den Naturwissenschaften, wo mathematischer Beweis, Experimente und Einfluss auf's Leben den Ausschlag geben. Hier galten die Autoritäten. Diese aber wollen ihre Ansichten so lange als möglich aufrecht erhalten. [Assecuranz der Unsterblichkeit!] ⁵⁾ Ich zweifle nicht an dem Siege meiner Ansichten.“

Diese unangenehme Hoffnung ist mit ihrem Träger zu Grabe gegangen. Die objective Wissenschaft lässt sich in dieser Frage nimmer beirren.

¹⁾ Holtzmann, Ad.: Kelten und Germanen. Eine historische Untersuchung. Stuttgart 1855.

²⁾ Brandes, Dr. H. B. Chr.: Das ethnographische Verhältniss der Kelten und Germanen nach den Ansichten der Alten und den sprachlichen Überresten dargelegt. Leipzig 1857.

³⁾ Glück, Chr. Wilh.: Die bei Caius Julius Caesar vorkommenden keltischen Namen in ihrer Echtheit festgestellt und erläutert. München 1857.

⁴⁾ Holtzmann, Ad.: Deutsche Mythologie. Vorlesungen. Herausgegeben von Alfr. Holder. Leipzig 1874.

⁵⁾ Holtzmann's eigene Worte.

Professor Genthe lieferte (1873) im Programme des städt. Gymnasiums zu Frankfurt a/M. eine Abhandlung: „Ueber den etruskischen Tauschhandel nach dem Norden“, von der nur zu wünschen wäre, dass sie durchgehend auch so viel Wahrheit enthielte, als sie geistreich ist. Zum Vortheile der historischen Wahrheit schwindet die Keltomanie immer mehr, in eben demselben Interesse ist es zu wünschen, dass Nüchternheit auch bei den Vertretern der etrusischen Frage einkehre. Die Worte des Plinius: „Signa Tuscanica per terras dispersa, quae in Etruria factitata non est dubium“ veranlasste manche Archäologen, sich alle auferrömischen oder der Zeit nach später fallenden (germanischen) Bronzegegenstände im etruskischen Spiegel zu besehen, der ihnen nun das Auge für objective Forschung trübte. Genthe ist in dieser Beziehung am weitesten gegangen. In seiner „Übersicht der Funde etruskischer Alterthümer“, welche er seiner Abhandlung beigegeben hat, finden wir unter anderem (S. 35) auch die ohne allen Zweifel keltische Münze aus Oberschwarza bei Mureck in Steiermark als etruskisch aufgeführt, die sich denn hier ausnimmt wie Pontius im Credo. Der Judenburgewagen! nun der kann nach ihm wie jener von Radkersburg nur dem Süden sein Entstehen verdanken, woher wir bereits mehrere solcher Wägelchen kennen.

Werden irgendwo in Gallien Bronzehelme mit Antenen gefunden, so stammen sie z. B. im Hinblick auf den Helm von Canosa unbedingt aus Etrurien, obschon Diodor von Sicilien (V. 30) derartige Bewaffnung von den Galliern ausdrücklich meldet, was auch durch das römische Triumphtor zu Orange seine Bestätigung findet; wemgleich ferner derselbe Gewährsmann (V. 33) eherne Helme mit roten Haarblüschchen geziert auch bei den Keltiberen anführt: nirgends aber sagt, dass sie etruskisch seien, sondern den Galliern wie den Keltiberen vieles Geschick in der Behandlung der Metalle zuschreibt (V. 27. 50). Was aber lag einem Kriegsvolke näher, als sein künstlerisches Talent der Anfertigung schöner Waffen und prächtiger Rüstungen zuzuwenden? Dass etrusische Bronzewaren in's Land kamen, und in der Form und Ornamentierung einheimische Erzeugnisse beeinflusst haben, ist erweislich, aber unerweislich ist und wird es immer bleiben, dass die Kelten bei dem vielen Geschicke in der Behandlung der Metalle in ihrem Bedarfe einzig auf Etrurien angewiesen waren, ohne jemals selbst Hand ans Werk gelegt zu haben. Betreffs derartiger Helme will ich noch der Chalyber gedenken, eines Volkes, das am Pontus seinen Sitz hatte und berühmt war durch seinen Bergbau, insbesondere (wie die Noriker) durch den vorzüglichen Stahl, den es zu erzeugen verstand. Von diesen Chalybern meldet nun Herodot (VII. 76), dass sie eherne Helme, daran eherne Ochsenohren und Hörner (Antenen) und oben darauf (wie die Keltiberer) Federbüsche trugen. Wäre nun bis zum Jahre 1872 am Pontus oder in dessen Nähe ein Helm mit Antenen gefunden worden, so fänden wir ihn gewiss in Genthe's mit vielem Fleiße gegebener „Übersicht etruskischer Alterthümer“ aufgeführt, vielleicht mit der Bemerkung, dass dies ein neuer Beweis sei, wie weit etruskische Ware den Weg gefunden.

Ich wiederhole, Genthe's Abhandlung ist geistvoll, allein nicht vorurteilsfrei; ja, sie trägt in ausgeprägtester Weise den Stempel der Etruskomanie an sich.

Wenden wir uns von den Etruskern den österreichischen Ländern und den Nachbargebieten zu, und fragen, ob sich hier nicht irgend welche Belege für eine einheimische Bronzeindustrie finden lassen?

Von Siebenbürgen bis nach der Schweiz fand man die untrüglichen Zeugen hiefür; der Kürze wegen aber will ich nur einige anführen und beginne im Osten, mit Siebenbürgen. In diesem metallreichen Lande fand man bereits drei Gussstätten und zwar bei Werd, Neudorf und bei Hammersdorf, an welch' letzterem Orte besonders Sicheln erzeugt wurden. Die Funde von Duna-Földvár, Felső-Dobsza, Keresztur etc. in Ungarn, weisen viele unfertige Waffen, ferner Geräte mit noch anhaftenden Gussnahten und Gusszapfen auf. Gussformen zeigt der Fund von Aszód bei Pest, Gussformen mit Bronceen wurden in Egyházas-Báth zu Tage gefördert.

Von hoher Beweiskraft ist weiters der Fund zu Mahrersdorf in Niederösterreich vom Jahre 1870. Unter einem großen Steinhäufen fand man hier neben vielen anderen Gegenständen einen Kelt und eine Doppelaxt, welche Gussnahten zeigten. Ferner kam hier ein kupferner Gussfladen zum Vorschein, der noch deutlich die Form der Schale aufwies, in welcher das Metall geschmolzen und ausgekühlt — somit für die Legierung mit Zinn vorbereitet wurde. Freiherr v. Sacken bemerkt über diesen Kupferfladen gewiss sehr richtig: „Wäre er Bronze, so würde er nichts beweisen, denn es konnten alte unbrauchbare Bronzegegenstände zusammengeschmolzen sein, vielleicht um sie zu verkaufen, wie es beim Funde von Maiersdorf der Fall gewesen sein mag, so aber ist er ein Urbestandtheil der Bronzemischung und beweist mit dem unfertigen Kelt (und der Doppelaxt), daß die Sachen hier gefertigt wurden. Mitgefundene Kohlen sind ein weiterer Beweis für den Bestand einer Werkstätte.“¹⁾

Mit Umgehung der Steiermark gedenke ich der Schmelztiegelfragmente, die in Hallstatt zu Tage kamen und führe als hochwichtige nordalpine Fabriksstätte noch die Gießwerkstätte von Landshut an der Isar an. Die hier gefundenen Reste waren (Braumüller, „Die alten Grabmähler bei Landshut 1826“) Gussformen, ferner Messer, Pfeilspitzen u. dgl. aus Bronze, welche Gegenstände aber alle genau in die mitgefundnen Formen passen.²⁾

Mögen derartige Tatsachen in Verbindung mit dem Metallreichtume der Alpenländer, der frühzeitig genug zu Selbsttätigkeit verlocken musste, zusammengehalten mit den ausdrücklichen Zeugnissen der Alten, welche die

¹⁾ Frh. v. Sacken: Über Ansiedelungen und Funde aus heidnischer Zeit in Niederösterreich. In den Sitzgsbr. der k. Akad. d. W. in Wien. Bd. LXXIV. S. 608 (Juliheft 1873); Sonderabdruck S. 38.

²⁾ Obschon sich diese Tatsachen nicht werden wegschreiben lassen, so zweifle ich doch nicht, dass ihnen gegenüber die Etruskomanen dennoch ein Hinterfürthen finden werden: sie

Tüchtigkeit der Kelten als Bergleute, ihre Wissbegierde, so wie ihr Nachahmungsgeschick rühmen, in Begleitung strenger Kritik endlich dahin wirken, dass in der Bronzefrage jene gesunde Richtung, — als deren Repräsentanten wir gegenwärtig wenigstens in Österreich Freiherrn v. Sacken nennen dürfen, — Platz greife, die ohne Voreingenommenheit oder nationale Eitelkeit und mit streng objectivem Blicke und den Mitteln, welche Wissenschaft und gesunde Sinne bieten, jedem Volke sein Recht zuerkennt.

Wenden wir uns nun jenen stummen Denkmälern zu, welche in der sogenannten prähistorischen Archäologie als Dolmen („Steintische“), Menhir („Langsteine“) und als Cromlech („Steinkreise“ auch „Druidenzirkel“ genannt) bekannt sind. (Über Cromlech und Dolmen siehe „Das Ausland 1871, Nr. 5, S. 102.“) Da ein weites Eingreifen in diese Frage mir nicht vergönnt ist, so will ich die Äusserungen, welche Dr. Rich. Andree in seinem viel zu wenig gelesenen Buche „Reisen in Schottland“¹⁾ gelegentlich der Beschreibung des sogenannten Druidenzirkels von Leys Castle über diese verschiedenen Steinmonumente gethan, ausheben und mir erlauben, daran einige Bemerkungen zu knüpfen.

Andree sagt (S. 213 ff.): „Die rohen Kreise aus unbehauenen Steinen, die man unter dem Namen Druidenzirkel kennt, und die in vielen Gegenden von Grossbritannien gefunden worden, haben zu allen Zeiten die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Der berühmte Kreis zu Stonehenge in Wiltshire und derjenige zwischen Kirkwall und Stromness auf den Orkneys sind die bekanntesten und oft beschrieben. Aber auch auf dem schottischen Hochlande und den Hebriden finden wir diese vorhistorischen Denkmäler verbreitet, über deren Entstehung bisher noch nichts Sicheres bekannt wurde, auf welche aber die neuere historische und archäologische Forschung doch ein interessantes Licht wirft. Die allgemeine Ansicht, die verschiedenen rohen Steinbauten rührten von keltischen Völkern her, ist nun wohl für immer zu Grabe getragen — sie sind viel älter und haben vorkeltische Bewohner unseres Erdtheils zu Erbauern. Wie weit daher noch der Name „Druidenzirkel“, gerechtfertigt, ist nicht schwer zu entscheiden.“

brauchen ja nur durchweg Wanderarbeiter anzunehmen, natürlich etruskische, und die Kelten eben entsetzlich blöde Leute sein zu lassen. Und von diesen Wanderarbeitern, wenn man weiter fragen darf, wurde der ganze inländische Bedarf an Bronzegegenständen, insofern derselbe nicht durch den Import aus Etrurien gedeckt werden konnte, beschafft? Wenn das, welches Geschick entführte uns denn dann jene Gegenstände, welche vollkommen beglaubigte Geschichtschreiber und Geographen des Altertums zur Bemerkung veranlassten, dass die Kelten besonderes Geschick in der Bearbeitung der Metalle und viel Nachahmungstalent bekunden? Will man sich denn gar nicht daran erinnern, dass die Römer nach ihrem eigenen Geständnisse manche Erfindung angenommen, welche die Kelten auf dem Gebiete der Bronze-Industrie gemacht haben? Setzen nun Erfindungen auf diesem Gebiete nicht eine eingehende Behandlung der Bronze voraus? (In meiner Abhandlung über den Judenburger-Wagen werde ich auf diesen Umstand ausführlicher zurückkommen.)

¹⁾ Andree, Dr. Rich.: Reisen in Schottland. Vom Tweed zur Pentlandsföhre. Jena 1866.

„Die Nachgrabungen, die man in verschiedenen Druidenzirkeln angestellt hat, haben stets Aschenurnen, Menschenknochen, Waffen aus Stein und zuweilen Bronze zu Tage gefördert. Es waren somit hier die Begräbnisstätten hervorragender Männer, denen man die Steine errichtet und die im Laufe der Zeit zu Cultus- und Justizorten wurden.“

„Aber diese Steindenkmäler finden wir nicht nur in Europa. Dr. A. Wise hat sie (Proceed of the Soc. of Ant. of Scotl. 1854. p. 154) auch in Centralasien nachgewiesen und gezeigt, dafs sie dort genau die Formen haben und ursprünglich aus rohen, unbehauenen Steinblöcken bestanden, wie bei uns. Als die Künste sich in Europa entwickelten und das Christenthum verbreitet wurde, hörte die Errichtung dieser altheidnischen Culturstätten auf. In Indien dagegen, wo das Heidenthum blieb, wurden die Fortschritte der Kunst auch auf die Steinzirkel angewandt, man verschönerte und vergrösserte sie; es entstanden aus der rohen, einfachen Form ganze Gebäude, wie uns der „Hügel des Lichts“, Delpadina, bei Amrawatty in Centralindien zeigt. Die Steine sind dort mit mythologischen Figuren und Inschriften in noch nicht entzifferten Sprachen bedeckt.“

„Unter diesen kolossalen Monumenten (Dolmen), welche zunächst aus der Bretagne bekannt geworden sind, findet man beim Nachgraben gewöhnlich eine Grabstätte, in welcher sich Geräthe aus Stein und Bronze wie aus Eisen befinden. . . .“

„Jetzt sind Hunderte von Dolmen in der Provinz Constantine (Burzug) und an den Thoren von Algier (Guiotville) ¹⁾ entdeckt worden, woraus man schliessen müsste, dass Kelten auch in Afrika gewesen sind. G. v. Bonstetten und Alexander Bertrand haben, unabhängig von einander, die Verbreitung der Dolmen über den Erdboden studirt und durch eine Karte erläutert. In Frankreich, das doch 2300 Dolmen, theils freistehende, theils mit einem Hügel bedeckte, zählt, kommen dieselben gerade in dem früher als „Celtica“ bezeichneten Innern des Landes so viel wie gar nicht vor, eben so wenig finden wir Dolmen im Osten des Meridians von Brüssel und Marseille und an den östlichen Zuflüssen der Rhone, auch nicht in Oberitalien, in Böhmen und Galatien, bekannten Wohnsitzen der Kelten. Dagegen zieht sich eine breite Linie dieser Gräber an der ganzen Nord- und Westküste unseres Continents hin; von Königsberg durch Pommern, Mecklenburg und Schleswig-Holstein, Jütland, Hannover, Ostfriedland und die Provinz Drenthe, dann, mit Uebergang von Belgien, auf der ganzen französischen und spanischen Westküste, endlich am Nordrande von Afrika bis in die Gegend von Cyrene. Dass die Errichter der Dolmen aus Asien kamen, beweisen die Bauwerke an den Küsten von Malabar, auf dem

¹⁾ Die Dolmen im nordwestlichen Afrika wurden 1838 von Davidson entdeckt, und später wies sie der Franzose Roset auch in Algier nach. (Mémoires des Antiquaires de France. Tom. XVII. p. XLVII sqq.) F.

stüdlichen Abhange des Kaukasus und auf der Nordküste des schwarzen Meeres. Palgrave hat sie endlich auch in Arabien nachgewiesen.“

„Für Dolmen sowohl als Druidenzirkel ist der Zusammenhang mit dem fernen Asien nachgewiesen. Sie sind vorkeltisch. Aber welches Volk erbaute sie? Diese Frage bleibt noch zu lösen.“

So weit Andree. — Ich will nun die Lösung dieser Frage, soweit sie Frankreich und die Bretagne trifft, versuchen.

Dass diese Denkmale in die vorkeltische Zeit Gallien's hinaufreichen, dafür ist der Beweis noch keineswegs beigebracht worden, und Machtsprüche haben in der Wissenschaft die Bedeutung von Theaterblitzen. In seiner Auseinandersetzung hat sich Andree eines groben Widerspruches schuldig gemacht, von dem wir nun ausgehen wollen. Diese Steindenkmale sollen vorkeltisch sein, die Errichtung derselben aber soll mit der Einführung des Christentums aufgehört haben; wie reimt sich das? Sind sie vorkeltisch, dann können sie im Laufe der Jahrhunderte v. Chr., während welcher Kelten in Gallien sesshaft waren, in dieser Gegend nicht vermehrt worden sein und die fernere Errichtung dieser Male konnte somit nicht erst zu einer Zeit aufhören, als das keimende Christentum in Gallien, (außer Basken, die hier kaum in Betracht kommen, und von denen ich später reden werde) keine anderen Völker vorfand, als Kelten, Römer, Goten und Franken. Den letzteren drei Völkern aber wird hoffentlich wohl Niemand die Errichtung dieser megalithischen Denkmale zuschreiben wollen. Es liegt somit auf der Hand, dass einer der beiden Sätze falsch sein muss, und das ist mit dem ersten der Fall; denn der Errichtung dieser Denkmäler hat das Christentum nicht allein Einhalt geboten, sondern auch für ihre vielfache Zerstörung, wo nicht gänzliche Vernichtung nach Kräften gesorgt. Was aber hätte es die neue Lehre oder besser, die Vertreter und Verbreiter derselben kümmern können, dass z. B. in Gallien so viele Steindenkmale vorhanden waren, wenn diese vorkeltisch gewesen wären und mit den religiösen Anschauungen der heidnischen Gallier in keinem Zusammenhange gestanden hätten? Dieser Zusammenhang muss aber notwendig bestanden haben, sonst hätten sich die Vertreter des neuen Glaubens um diese Steine so wenig gekümmert und gegen sie so wenig Ursache gehabt zu eifern, wie gegen jene Bäume, welche vom Volke nicht verehrt wurden. Ueber das feindliche Vorgehen des Christentums gerade gegen diese Denkmale (Menhir und Dolmen) belehren uns nun sowohl Concilienbeschlüsse und königliche Edicte, als auch Biographien von Glaubensboten, welche auf gallischem Boden tätig waren; und ich halte es für notwendig, zur Erhärtung des Gesagten wenigstens einige Belege beizubringen.

Das Concilium Arelatense (v. J. 452) untersagte neben dem Feuer-, Baum- und Quellendienste auch die Verehrung von Steinen und erklärt jeden Bischof

des Sacrilegiums für schuldig, welcher es unterlässt, diese Gebräuche in seinem Sprengel zu unterdrücken.¹⁾

Das Capitularium v. J. 554 bedroht gleichfalls jeden mit dem Sacrilegium, welcher, eines Besseren belehrt, nicht die Götterbilder von seinen Feldern, oder wo sie sonst stehen, und die den Dämonen geweihten Idole wegschafft.²⁾

Childebert gebot bei Strafe der Selaverei und 100 Rutenhieben, die Götterstatuen zu vernichten und zerstörte, was er an heidnischen Resten finden konnte. Das Edict Chilperich's droht allen die furchtbarsten Strafen an, welche die steinernen Monumente nicht von den Feldern entfernen.³⁾

Der Indiculus superstitionum et paganiarum, ad calcem Capitularis Liftinensis d. a. 743, enthält die bestimmte Frage an solche, die des Rückfalles verdächtig waren: Bist du des Gebetes halber an einen anderen Ort gegangen, als in die Kirche; etwa zu Quellen, Steinen, Bäumen oder Scheidewegen?⁴⁾

Hochwichtig ist ferner der Canon XX des Concil. Nannetense. Das Concilium verlangt darin von den Bischöfen und ihren Dienern unter anderem auch den grüßten Eifer im Ausgraben und Fortschaffen von solchen Steinen, welche in wüsten und waldigen Gegenden noch vorhanden sind⁵⁾, verehrt und wohin Opfer gebracht werden.⁶⁾

Dass unter diesen ausgegrabenen Steinen⁷⁾ aufser den Menhir gewiss

¹⁾ Si in alicujus episcopi territorio infideles aut faculas accendunt, aut arbores, fontes, vel saxa venerentur, si hoc eruere neglexerit, sacrilegii reum se esse cognoscat. Dominus aut ordinatur ipsius, si admonitus emendare noluerit, communiione privetur. Act. Conc. Arelat. ed. 1715. Tit. II. can. XXIII.

²⁾ Capit. reg. Franc. Baluz I, p. 6.

³⁾ Eckermann, Dr. K.: Lehrbuch der Religionsgeschichte und Mythologie. Bd. III. Abthl. 2. S. 270.

⁴⁾ Pertz III. p. 193.

⁵⁾ Zweifelsohne werden sich in manchen Gebirgsschluchten oder auf Waldwiesen unsere Länder noch gegenwärtig derlei Steintische, Langsteine oder Steinkreise (Hexenkreise) vorfinden und das Volk dürfte ihnen im Stillen (an gewissen Tagen des Jahres, vor Sonnenaufgang) noch eine besondere Verehrung zollen. Mügen Sagensammler, Geistliche, Lehrer, Ärzte, Touristen und Jäger darauf achten und mich von einer allfälligen Entdeckung gütigst in Kenntnis setzen! Auf die Frauen- und Teufelssteine möchte ich bei dieser Gelegenheit besonders aufmerksam machen.

⁶⁾ Summo decertare debent studio episcopi et eorum ministri, ut arbores daemonibus consecratae, quas vulgus colit, et in tanta veneratione habet, ut nec ramum vel surculum inde audeat amputare, radicibus excidantur, et comburantur. Lapidēs quoque, quos in ruinosis locis et sylvestribus daemonum ludificationibus decepti venerantur, ubi et vota vovent, et deferunt, funditus effodiantur, atque in tali loco projiciantur, ubi nunquam a cultoribus suis inveniri possint. Et omnibus annuntietur, quantum scelus sit idololatria; et quod, qui haec veneratur, et colit, quasi deum suum negat, et cristianitati abrenuntiat, et talem poenitentiam inde debet suscipere, quasi idola adorasset. Omnibusque interdicitur, ut nullus votum faciat, aut candelam aut aliquod munus pro salute sua rogaturus alibi dedeferat, nisi ad ecclesiam vel domino deo suo. Conc. Nannetense Can. XX.

⁷⁾ Römische Götterstatuen können hier nicht gemeint sein, weil man diese, mit Ausnahme der Terminushermen, nicht in die Erde setzte. Obberührtes Capitulare d. a. 554 unter-

auch Dolmen (und Steinkreise) gemeint sind, ergibt sich weiter noch aus anderen Stellen, wie z. B. aus Ivo's Decretalien, welche vom Besuche der heidnischen Gräber handeln, die ich aber der Kürze wegen übergehe; bezüglich der Menhir jedoch will ich, obschon unter den Idolen lediglich diese gemeint sein können, aus Biographien zweier Heiligen, welche auf gallischem Boden das Evangelium predigten, zwei Stellen dem Inhalte nach anführen. Der hl. Wulphilaicus brachte die Bevölkerung um Trier dahin, dass sie ihren hoch heiligen Menhir mit Stricken umrissen und dann mit Hämmern zerschlugen.

Aus der Vita *set. Amandi* († 674) erfahren wir, dass unfern der Stadt Rhodéz in Frankreich ein ungeheurer Felscoloss, — *ingentem referens colossum saxeum* — stand, welcher in der ganzen Gegend als ein besonderes Heiligtum galt: *tota regione sacrum numen*. Da er nun zum Mittelpunkte religiöser Versammlungen diente, so begab sich der Heilige zu einer Zeit dahin, als sich zu einem Feste daselbst eine Menge von Menschen eingefunden hatte. Er trat unter sie, während ein Gewitter am Himmel heraufzog. Auf sein Gebet hin, wie es heisst, zerschmetterte ein Blitzstral das Heiligtum.¹⁾

Wie sehr aber diese Denkmale sich im religiösen Glauben des Volkes gehalten haben, ersehen wir z. B. aus dem Dolmen bei Grenoble, der noch im XVII. Jahrhundert eine Art Verehrung fand, um bei großer Trockenheit Regen zu erleben.²⁾ Einen anderen Fall dieser Art werde ich später zur Sprache bringen. (S. 14, Anm. 1.)

Aus der obigen Verfügung des Conc. Nannetense ersehen wir, dass auch in wüsten, bewaldeten Gegenden Steindenkmale vorhanden waren. Es ist nun gar wohl möglich, dass diese, insbesondere die Dolmen, hier erst errichtet wurden, als den Anhängern des alten Glaubens das Feld, die freien Plätze und wipfelrege Haine keine sichere Stätte mehr boten; ein Umstand, der nicht allein den langen Fortbestand des keltischen Heidentums, wemgleich mit römischen Elementen versetzt — je weiter von den Culturwegen entfernt, um so weniger — bekundet, sondern es auch höchst wahrscheinlich macht, dass wenigstens die Dolmen selbst noch in christlicher Zeit „vermehrt“ worden sind.

Diese Tatsachen dürften nun, obschon sie noch keineswegs vollständig sind, hinreichen, um die alte Ansicht „die verschiedenen rohen Steinbauten rührten von keltischen Völkern her“, wenigstens für Frankreich und die Bre-

scheidet deutlich Götterbilder und Idole, ein Beweis, dass neben der römischen auch die alte keltische Weise der Götterverehrung in Kraft blieb.

¹⁾ Über Menhir als christliche Grabsteine s. Hübner, *Aem.: Inscriptiones Britanniae christianae*. Berolini. Londonii MDCCCLXXVI. Noch zu St. Columban's Zeiten († 615) wurde bei den Menhir, welche in einem Walde bei Luxovium standen, geopfert. Um solche Art von Denkmälern vor der anbefohlenen Zerstörung zu sichern, trat sogar der sonderbare Fall ein, dass man über derartige, dem Teufel geweihte Steine Kapellen erbaute, und diese auf solche Weise in christlichen Schutz nahm. *Mémoires d. Antiq. de France*. Tom. III. p. 375; Schreiber, *Taschenbuch etc.* Jhr. V. S. 151 ff.

²⁾ Mone, F. J.: *Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa*. II. Thl. S. 361.

tagne wieder aus dem „Grabe“ zu heben, und diese Steindenkmale werden somit wenigstens in der Geschichte Galliens, wenn auch als matte Lichtpunkte, stehen bleiben müssen.

Beachten wir nun weiter die Bemerkung Andree's (S. 216): „In Frankreich, daß doch 2300 Dolmen, theils freistehende, theils mit einem Hügel bedeckte zählt, kommen dieselben in dem früher als „Celtica“ bezeichneten Innern des Landes so viel wie gar nicht vor.“ Dieser große Mangel erklärt sich unschwer aus den vorher angeführten kirchlichen und staatlichen Verfügungen. Gerade dieser Teil Frankreichs war der Sitz begeisterter neuer Religionsübung, und Laien wie Priester wirkten hier zusammen, um die heidnischen Göttersymbole oder Idole vom Erdboden zu vertilgen. Aber mit der Größe der Entfernung verhalten auch die strengen Worte der Könige neben den Geboten der Kirche. Daher blieben in anderen Teilen Galliens diese geschichtl.-religiösen Zeugen in größerer Zahl verschont, und am zahlreichsten finden wir sie in der Bretagne (Bretagne bretonnante), weil dieses Land am längsten fremden Einflüssen trotzte; weshalb sich hier neben den in Rede stehenden Denkmälern auch noch die einheimische Sprache und die Eigenart des Volkes am ungetriebtesten erhalten konnte.

Die weitere Äußerung Andree's: „Eben so wenig (wie in „Celtica“) finden sich Dolmen im Osten des Meridians von Brüssel und Marseille und an den östlichen Zuflüssen der Rhone“ ist unrichtig; denn bei Landshut an der Isar finden sich viele mit Hügeln bedeckte Dolmen, welche, nebenbei gesagt, um so zuverlässiger nicht vorkeltisch sind, weil man daselbst die bereits bei der Bronzezeit erwähnten Gießwerkstätten mit Gussformen fand. Doch steht dies Beispiel nicht vereinzelt da. Auch in Innerkrain, und zwar bei Senosič, wie mir die Herren Dr. Deschmann, Custos am Laibacher Museum und Professor Müllner in Marburg, die Freundlichkeit hatten mitzuteilen, kommen Dolmen vor, unter deren Deckplatten die Hirten Schutz gegen Sonne und Regen suchen. — Abgesehen vom südlichen Russland, kennt man sie auch in der Lausitz. Ein solches Denkmal befindet sich in der Nähe von Weigsdorf, bei dem noch vor zwei hundert Jahren alte Leute bei Sonnenauf- und Untergang zu beten pflegten.¹⁾

Die Dolmen der pyrenäischen Halbinsel wie jene von Nordafrika zu besprechen, würde mich zu weit vom Ziele abführen, zumal es ja nicht meine Absicht ist, dieses Thema zu erschöpfen; nur so viel sei bemerkt, dass es nach meiner Meinung, die durch das vorhandene Material gebildet wurde, falsch ist, diese Denksteine nur einem Volke zuzuweisen, welcher Fehler eben Andree und viele andere zum Fehlschlusse führte, diese für „vorkeltisch“ zu erklären. Sie gehören nicht allein verschiedenen Völkern an, sondern es fällt auch ihre Entstehung in verschiedene Zeit. So finden wir, dass die Khasias Ostbengalens und zwar mittelst Hehebäumen und Stricken solche

¹⁾ Haupt, Karl: Sagenbuch der Lausitz. Erster Theil: Das Geisterreich. Leipzig 1862. S. 14. — Vgl. oben Seite 12, Anmerkung 5.

Grabmäler errichten, wobei wir fragen müssen, ob sich diese Sitte in Indien seit den ältesten Zeiten erhalten und sich auf verschiedene nachwandernde Völker vererbt hat? Liefse sich der Beweis führen, dass die Dolmen Arabiens, wie zum Teile auch jene von Nordafrika den Kelten angehören, dann hätten wir in diesen Steinmalen die Wegsteine für eine Wanderung dieses Volkes über die genannten Erdstriche nach Europa; doch darf nicht übersehen werden, dass die Dolmen Afrikas verschiedenen Zeiträumen angehören, da man sogar Römersteine als Material verwendet findet.

Für Europa ist es Tatsache, dass wir hier so ziemlich überall dort, wo Kelten sesshaft waren, Dolmen antreffen. Wenn hievon vielleicht Italien und Ungarn eine Ausnahme machen, so dürfen wir nicht übersehen, dass Ebenen, welche der Schauplatz vieler und großer geschichtlichen Ereignisse gewesen sind, nicht geeignet waren, derartige Denkmale der Nachwelt zu bewahren. Ferner fällt sehr in's Gewicht, dass gerade auf diesen, insbesondere auf ungarischen Ebenen das Baumaterial fehlte, vorzüglich die großen Deckplatten, weshalb man in Ungarn seit den Zeiten höherer Cultur zur Pflasterung Ziegel verwenden muss. Auf eine ähnliche Erscheinung treffen wir auch in den Euphratländern.

Nördlich von Ancona, wo einst Kelten ansässig waren, mögen Dolmen wohl vorhanden, aber für die Wissenschaft noch nicht entdeckt worden sein; ebenso mag es sich mit Böhmen und vielen unserer Alpenländer verhalten.¹⁾

Die comparative „prähistorische“ Archäologie besitzt noch viel zu wenig Tatsachen, und sollte vielmehr synthetisch verfahren. Es liegen nur zerstreute Berichte aus den verschiedensten Gegenden vor, welche die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich ziehen und zu Schlüssen verlocken, während die Fingerzeige auf einheimischem Boden unbeachtet bleiben. Bescheiden wir uns daher, nicht zu frühzeitig über den Verbreitungsbezirk,²⁾ so wie über die zeitliche und nationale Zugehörigkeit der in Rede stehenden Denkmale das letzte Wort reden zu wollen.

Was nun die Steinkreise anlangt, so berechtigt die Tatsache, deren Andree (S. 214) gedenkt, dass die in verschiedenen sogenannten „Druidenzirkeln“ angestellten Nachgrabungen stets Aschenurnen, Menschenknochen, Waffen aus Stein und Bronze (und aus Eisen) zu Tage gefördert haben, noch keineswegs, diese geradezu für gewöhnliche Begräbnisplätze zu erklären; anders ist es bei den Tumuli (Grabhügeln), wenn sie solche als heilige Marksteine umkreisen. Das Vorkommen von Leichenresten dürfte sich vielmehr aus dem noch im Mittelalter so sehr verbreiteten Gebrauche erklären, um die Kirche verdiente Männer — oder große Männer des Volkes — in derselben oder wenigstens

¹⁾ Über keltische Denkmäler in Kleinasien s. Münter, Antiquarische Annalen III. p. 22, und Montfaucon T. II. p. 113.

²⁾ Über den Verbreitungsbezirk der Dolmen vergleiche „Das Ausland“ 1871, Nr. 5, S. 102; daselbst auch über die Bezeichnung der Dolmen als Steintische, und Cromlech als Steinkreise für Steintische.

an dem Gotteshause heizusetzen. ¹⁾ Auch ist es möglich, ja wahrscheinlich — für Europa — dass die den Göttern Geopferten deshalb, weil sie als Object der heiligen Opferhandlung dienten, und so eine gewisse Weihe erhielten, innerhalb solcher Steinkreise beigesetzt wurden. Zu dieser Ansicht veranlasst mich der Umstand, dass die Druiden in einem, bei einer anderen Gelegenheit zu behandelnden Keltlande die Gebeine von Geopferten zuweilen an besonders heiligen Orten heizusetzen pflegten. Es fehlt aber nicht an noch anderen Thatsachen, welche die Steinkreise als heilige Opferstätten erscheinen lassen. Bei Stinzendorf (Anspach) umfängt ein Steinkreis einen Opferstein, der noch deutlich die Blutrinne zeigt, und ein ganz ähnlicher Stein war noch bis zum Jahre 1730 bei Hechlingen zu sehen. ²⁾ Ob die Steinkreise bei Basel ³⁾ auch diesem Zwecke dienten, ist mir noch nicht zu ermitteln gelungen.

Steinkreise als Gerichtsstätten, oder wie Andree sagt, als Justizorte hatten auch die einstigen Guanchen auf den canarischen Inseln, und Homer lässt seine Helden gleichfalls auf Steinen, die im Kreise stehen, zu Gericht sitzen. Ich will die diesbezügliche Stelle, weil ich sie bisher noch nirgends erwähnt gefunden, wörtlich anführen; sie findet sich im XVIII. Gesange, V. 503—508 der Ilias und lautet:

— Herolde bezähmten die Schreienden. Aber die Oberrn
 Sassen im heiligen Kreis' auf schöngehauenen Steinen;
 Und in die Hände den Stab dumpfrufender Herolde nehmend,
 Standen sie auf nach einander, und redeten wechselnd ihr Urteil.
 Mitten lagen im Kreis' auch zwei Talente des Goldes,
 Dem bestimmt, der von ihnen das Recht am g'radesten spräche.

Größer als das Verbreitungsgebiet der Dolmen ist das dieser Monumente. Sie finden sich in Australien und auch in Südamerika (Peru), welchen Zwecken sie aber in den verschiedenen Gegenden dienten, ist noch nicht ermittelt, und wird dies Aufgabe weiterer Forschungen bleiben. Mögen diese vorurteilsfreier und mit mehr Würdigung derjenigen Völker, in deren Lande sich derlei Denkmale finden, gepflogen werden, als es vielfach bis jetzt der Fall war. Man rechnet nach dem Vorgange der Geologen gegenwärtig auch auf dem prähistorischen Gebiete so gerne mit großen Zahlen und hält es im Hinblick auf Europa, wo diese Rätsel der Vergangenheit den Kelten zum großen Teile wenigstens nicht abgesprochen werden können, für besser, sie einem ganz unbekanntem Volke zuzuschreiben, als der Geschichte ihren natürlichen Lauf zu lassen und jene Quellen zu befragen, welche uns untrüglichen Aufschluss geben.

Ich komme nunmehr dazu, noch eines Hindernisses zu gedenken, das den keltischen Forschungen, wenigstens in den Alpenländern, im Wege stand

¹⁾ Man vergleiche die Gräber bei Stonehenge, und S. 25, Anm. 1.

²⁾ Reynitzsch: Über Truhten und Truhtensteine. Gotha 1802; S. 51 f.

³⁾ Keferstein: Ansichten über keltische Alterthümer. Halle 1846; I. S. 171.

und vielfach noch gegenwärtig steht; es ist dies die deutsche Mythen- und Sagenforschung.

Nachdem Jacob Grimm die deutsche Mythologie reconstruiert hatte und mit seinem herrlichen Werke vor die Öffentlichkeit getreten war, da brachte es die erste Begeisterung mit sich, dass viele Männer in die deutschen Gauen wanderten und aufschrieben, was das deutsche Volk zu sagen wusste. Weil man aber die Macht der Erinnerung durch mehrere Völkerschichten hindurch nicht anerkennen wollte, oder richtiger, an die Möglichkeit derselben gar nicht dachte: so hielt man jede Volksüberlieferung, auch wenn sie aus den Alpen kam, von vorne herein für rein deutschen Inhaltes und sprach nur von herrlichen deutschen Schätzen aus der großen Gebirgswelt, und freute sich ob des treuen Vermächtnisses deutscher Ahnen!

Nun kamen die duftenden Alpenblumen in Hymir's tiefen Kessel, und bei Nordlichtschein brauten deutsche Mythologen daraus einen Trank, welcher jedem, der davon nippte, die klare Besinnung raubte. Vergebens rief ihnen auf ihre immer zudringlicheren Fragen die Seherin (Völuspa 22.) zu: Warum fragt ihr mich? was erforscht ihr mich? — doch vergebens! Und so kam es, dass die weisen Frauen unserer Alpen, die menschenholden „saligen Fräulein“ der Tirolerberge und des Kärntnerlandes, gleich ob sie in der Zahl 3, 7, 12 oder in ungezählter Mehrheit erscheinen, schlechtweg die „deutschen Nornen“ wurden. Ja es genügte, wenn in irgend einer Dorfgeschichte ein rothaariger Lump auftrat, um aus dem Haare auch auf seinen roten Bart und durch diesen auf Thôr selbst zu schließfen!

Die ehrenvolle Stellung, welche die deutsche Mythen- und Sagenforschung seither in der Wissenschaft wieder erlangt hat, verdankt sie den gründlichen, vorurteilsfreien Forschungen der Gelehrten: Kuhn, Mannhardt und Schwartz.

Den von diesen Männern gewonnenen Resultaten gegenüber lehrte Holtzmann an der Hochschule zu Heidelberg noch im Jahre 1866: „Die deutsche Mythologie ist keine andere als die gallische“. (Deutsche Mythologie, S. 246).

Wenn auch nicht zu leugnen ist, dass es gar oft schwer fallen wird, darzutun, was keltisch, was deutsch ist, da die Berührungspunkte zu nahe liegen, ja gar manches aus Asien her als gemeinschaftlich angesehen werden muss; so kann es doch keinem Zweifel unterliegen, dass neben den erfreulichen Fortschritten der deutschen Mythen- und Sagenforschung auch die keltischen Forschungen dieser Richtung eine Zukunft haben, wenn die Worte Heraclit's

Πόλεμος πατήρ πάντων,

Der Streit ist der Vater aller Dinge —

ihre richtige Anwendung finden!

Unter dem Drucke so vielseitigen Vorurtheiles, wie nicht minder einer wohlgehegten Abneigung gegen den keltischen Zweig europäischer Geschichte, konnte verhältnismäßig wenig Licht über die vorrömischen, inneren Verhältnisse der Alpenländer, beziehungsweise Noricums verbreitet werden, und was darüber geschrieben wurde, entbehrt nicht selten einer factischen Grundlage. Man dehnte so manche Berichte der Alten, selbst wenn sie sich deutlich auf aufsernorische Kelten bezogen, ohne Bedenken auch auf Noricum aus, wozu aber die Berechtigung in vielen Fällen erst erwiesen werden muss.

Eine Frage dieser Art betrifft die Druiden.

Wenn man weiß, welchen Einfluss diese religiöse Genossenschaft in anderen keltischen Ländern auf das öffentliche, wie private Leben nahm, wie dort nahezu jede geistige Regung des Volkes in ihr ihren Ausgangs- und Brennpunkt zu finden genötigt war; so muss uns, abgesehen vom historischen, schon vom rein menschlichen Standpunkte aus gar sehr daran liegen, zu erfahren: ob auch die Kelten Noricums Druiden besaßen und ob auch sie unter demselben geistigen Drucke zu leiden hatten, wie ihre Stammesbrüder jenseits des Rheins und in Britannien?

Albert v. Muchar, um nur einen Vertreter berührter Richtung zu nennen, fand keinen Anstand, Druiden auch für Noricum wie eine selbstverständliche Sache hinzunehmen.

Es ist wahr, Gallien und Britannien hatten Druiden, und Druidinen wenigstens sind auch aus Pannonien bekannt;¹⁾ aber man darf anderseits nicht vergessen, dass sie z. B. den Kelten Spaniens wenigstens bis zur Zeit der Römerherrschaft fremd blieben. Fehlten vielleicht diese Träger der geistigen Cultur auch bei den norischen Kelten? Welchen Beweis haben wir für das eine oder das andere? Er fehlte bis zum Jahre 1851. In diesem Jahre wollte es ein glücklicher Zufall, dass der Bauer Franz Pfeifer, vulgo Trögl, auf seiner Hutweide hinter dem Dorfe Stretweg, der Stadt Judenburg gegenüber, unter einer mässigen Erderhöhung ein Bronzewägelnchen fand, das seither unter dem Namen „Judenburgerwagen“ weithin die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich gezogen hat.

Dieser „Wagen“, wie er gewöhnlich genannt wird, schien eine sichere Stütze zu bieten, in der Druidenfrage den Wert der alten Berichte auch für Noricum abzuwägen. Prato bevera, der damalige Vorstand des hiesigen Münz- und Antiken-Cabinetes glaubte in den acht schreitenden kleineren Figuren Druiden und Druidinen erkennen zu müssen und Math. Koch²⁾ erklärte die nackten Reiter für Barden. Sind nun diese Erklärungen richtig, dann haben

¹⁾ Wenn die *matres Pannoniorum et Dalmatarum* so gedeutet werden dürfen, in welchem Falle auch Spanien Druidinen gekannt hätte, wo Inschriften der *matres Gallicae* gedenken. Von einem eigentlichen Druidenstande im letzteren Lande berichten uns die Alten nichts. (Vgl. Plinius H. N. XXX. 2).

²⁾ Koch, Mat.: Über die älteste Bevölkerung Österreichs u. Bayerns. Leipzig 1856. S. 123.

wir an diesen Figuren den ersten und tatsächlichen Beweis, dass Noricum nicht allein Druiden, sondern auch Barden gehabt hat.

Als ich im Jahre 1869, nach Absolvierung der Universisät, Gelegenheit fand, den Wagen mit den genannten Erklärungen eingehend zu vergleichen, da konnten mir dieselben schon darum nicht genügen, weil sie nicht auf alle Figuren des Wagens, die doch in einem bestimmten Zusammenhange stehen müssen, wie auch nicht auf die sonstigen Erscheinungen an demselben sich erstreckten. Im Laufe meiner eigenen Untersuchung kam ich zur Ueberzeugung, dass obgenannte Figuren keine Druiden und dass die Reiter keine Barden sind; somit war für mich der vermeintliche Beweis, den Pratobevera und Koch für die einstige Existenz von Druiden und Barden in Noricum zu führen bemüht waren, hinfällig. Die von mir gewonnenen Resultate leiteten mich auf den Gedanken, an der Fundstelle des Wagens und in dortiger Umgebung nachträglich Forschungen anzustellen, um hiedurch die an dem Gegenstande bestehenden Schwierigkeiten leichter und sicherer beheben zu können.

Zu diesem Zwecke begab ich mich im October des Jahres 1872 dahin. Meine Bemühungen galten hier in erster Linie der eingehendsten Erforschung der Fundstätte des in Rede stehenden Gegenstandes wie allfälligen hiezu gehörigen Details, und zu meiner Freude darf ich es sagen: sie waren nicht umsonst. Aber wer hätte es bei der historischen Intoleranz gegenüber der Keltenfrage auch nur ahnen können, dass das Volk der Berge noch eine Vergangenheit kennt, von der bisher wohl kaum noch ein Laut in die Stube der Gelehrten gedrungen ist! Was ich in Folge meiner, durch zwei Jahre getriebenen Forschungen daselbst sah und hörte, fand und mir getreu verzeichnete, ist so einzig in seiner Art, dass ich mir mit Recht sagen durfte: Noch haben wir nicht Ursache, über das religiöse und sociale Leben der Alpenkelten die Feder zu trocken und die Hände in den Schofs zu legen! Die Quellen flossen hier so reichlich und oft so klar, dass ich mir gestehen musste: Wenn irgend wo, so ist hier Volksüberlieferung — **Geschichte!**

Sie war mir nun auch Wegweiserin in Schluchten, die zagend der fremde Wanderer betritt, und wo ihm der deutsche Grufs in solchen Dingen nicht auch von vorne herein ein aufrichtiges, mitteilendes Herz entgegen bringt. Klugheit und Vorsicht, Mut und Ausdauer, ein ehrliches Wollen und möglichste Vertrautheit mit den Eigenheiten des Volkes gehören neben gesunden Gliedern dazu, um in diesen Gegenden Schätze aus alter Zeit zu heben, welche an historischem Werte die meisten unserer mitteleuropäischen Gräberfunde weit hinter sich lassen; ja: um hier blutbeträufelte Blumen zu pflücken, die in dunklen Forsten stehen!

Von den hohen Waldregionen zur Ebene nieder streift nach dortigem Volksglauben der gewaltige Artur und die Walpurga, — mit Schlangenfüßen — bildet den Mittelpunkt einer religiösen Genossenschaft, welche das Volk mit vieler Scheu die Truit'n, Truinan, Truinen, Trunen oder Trul'n nennt, wovon die Einzahl Truit, Trui oder Trun lautet.

Ohne mich hierorts über diese Namen in eine sprachwissenschaftliche Untersuchung einlassen zu können, spreche ich die Vermutung aus, dass uns darin der Name *Druide*, (*Druiden*), entgegentritt, welcher bekanntlich die keltischen Priester Galliens und Britanniens bezeichnete. Ich glaubte in diesen Gegenden wohl spärliche Reste aus vergangener Zeit zu finden, und hoffte in den steirischen Bergen Sagen zu hören, welche alte Geschichte umschleiern, aber nicht mehr. Wenn ich nun mit Bedeutenderem beglückt ward, so scheint es fast wieder, als sollte ich mich hiedurch erst an der Schwelle einer noch lebenden düsteren Vergangenheit fühlen.

Mögen die letzten Worte auch mysteriös klingen, so kann ich sie doch erst bei einer anderen Gelegenheit in ein lichtereres Gewand kleiden; für diesmal wollen wir klareren Quellen zuwandern.

Judenburg gegenüber erhebt sich hinter dem früher genannten Dorfe Stretweg über neogenes Gebilde ziemlich steil der *Falkenberg*. Er zieht sich in einer Länge von zwei Stunden bis zum Pölsbals, einer Einsattelung außerhalb Talheim, über welche schon seit den Zeiten der Römer die Strasse nach Zeiring und den Tauern führt; besteht zumeist aus Urkalk, ist vielfach zerrissen, schluchtenreich und stellenweise bereits entwaldet, aber noch immer sehr ergiebig an vorzüglichem Trinkwasser. Im Norden bestreicht die Pöls seinen Fuß, im Süden wird er von der Mur bespült. Hinter Stretweg gewahrt man an der Südseite dieses Berges zwei Vorsprünge, welche tiefer als sein vielzackiger Rücken liegen. Auf dem zweiten, bedeuteneren Vorsprunge nun, entdeckte ich (am 30. Mai 1874) die deutlichen Reste eines sogenannten *Druidenzirkels*.

Vier Fragen dürften sich hiebei dem Leser nach einander aufdrängen: Wie ich wohl auf den Gedanken verfallen konnte, so weit im Osten von Frankreich; sodann auf dem Falkenberge nach derlei Resten zu suchen? Weiters: Welchem Volke dieser Steinkreis angehören und was er wohl bedeuten mag? Ich will sie alle nach Tunlichkeit beantworten. In dieser Gegend mit bestimmter Absicht — ich will zur ersten gleich die vierte Frage mithereinziehen — Tempelreste in Form einer kreisrunden Steinsetzung zu suchen, veranlasste mich die Platte des *Judenburgerwagens*. (Siehe Taf. I.) So viel mir bekannt, haben jene Gelehrten, welche über dieses große archäologische Rätsel geschrieben, die Wagenplatte entweder ganz außer Acht gelassen, oder sie beachteten nur die durchbrochene Scheibe in der Mitte derselben, die sie für die Sonne hielten, und schenkten der sonstigen Beschaffenheit dieses Wagenteiles keine weitere Aufmerksamkeit. Aber gerade diese war es, die mich nach dem Falkenberge führte.

Bei der Erklärung der Platte gieng ich möglichst nüchtern vor. Sie zeigt an den Schmalseiten zwei Durchbrüche in Form eines langgezogenen Rechteckes. An derjenigen Schmalseite, welcher die große Mittelfigur (Taf. I. A.) mit der Schale auf dem Haupte zugekehrt ist, findet man ein Plättchen angebracht, das sicherlich dereinst an die äußere Umrahmung griff, wie die Bruchenden desselben deutlich zeigen; also die Außen- mit der Innenseite der Platte

verbunden hat. Dieses Bindeglied kann nun nicht dazu dienen, dem ganzen, innerhalb des erwähnten Durchbruches gelegenen Teile der Platte größere Festigkeit zu geben, weil es auf der entgegengesetzten Seite fehlt, und wie deutlich zu sehen, niemals angebracht war, was gewiss sehr zu beachten ist. Die Langseite schien demnach dem erfahrenen Bildner für die ganze Mittelgruppe genug Halt zu bieten. Daraus ergibt sich nun, dass dieses, quer über den einen Durchbruch greifende Plättchen mit bestimmter Absicht, und doch nicht als Festigungsmittel angebracht worden ist. Es kann dasselbe somit nur als Bindeglied zwischen der Außen- und der Innenseite der Platte gelten, d. h. auf deutsch: als Brücke über einen Graben.

Überschreiten wir diesen, so gelangen wir auf eine Fläche, die sich uns als Viereck darstellt. Von hier kommen wir zu sechs kleinen Durchbrüchen, die aber nach ihrer Form keinen Graben vorstellen können. Über ihre Bedeutung sann ich vergebens nach und selbst, als ich auf den Gedanken kam, den Grundriss von Stonehenge (siehe Taf. II.) zu Rate zu ziehen, wurde ich darüber noch immer nicht aufgeklärt. Sie schienen mir entweder Zeichen für aufrechtstehende Steine, oder für eine in anderer Weise, etwa in Form eines Erdaufwurfes (Leber) angebrachte Abmarkung der Innenseite gegen das Viereck zu; mit dieser Doppelmeinung musste ich mich zufrieden geben. Weiter gegen das Innere zu finden wir an den vier Seiten als Winkelfüllung Durchbrüche von wieder anderer Form als die bisherigen, denn sie bestehen aus einer Korblinie und einem Kreisausschnitte. Diese fand ich nun, nicht etwa bloß angedeutet, sondern ausgeführt auf dem Grundrisse von Stonehenge, nur mit dem Unterschiede, dass dort die Korblinie von einem Kreise eingeschlossen ist, während hier der umgekehrte Fall obwaltet.

Das Gesamtergebnis meiner Untersuchung war nun folgendes: Die Wagenplatte stellt, wenn ich mich für die ferne Zeit, welcher der Judenburgerwagen angehört, des Ausdruckes bedienen darf, in horizontaler Projection einen Tempel dar, zu dessen Innerem man gelangt, wenn man auf einer Brücke einen Graben überschreitet, dann über ein Viereckfeld geht; von hier kommt man weiter, und zwar durch eine Abmarkung, zu einer Steinsetzung in Hufeisen- oder elliptischer Form. Diese schließt einen Steinkreis ein, der das heilige Innere des Tempels umfängt, eines Tempels, der nach seiner Gesamtanlage — mit Ausnahme der fraglichen Form der Abmarkung — die auffallendste Übereinstimmung mit Stonehenge zeigt. Hier wie dort Steinsetzung in Kreis- und elliptischer Form; hier wie dort ein Viereckfeld, nur mit dem Unterschiede, dass jenes von Stonehenge, das von dem Barden Cuhelyn „der Bezirk von Jör, das schöne Viereckfeld des großen Heiligtums“¹⁾ genannt wird, nicht unmittelbar an die Steinsetzung stößt, sondern nördlich von Stonehenge liegt; endlich hier wie

¹⁾ Eckermann: a. a. O. Bd. III. Abth. 2. S. 58. Anm. 3.

dort ist der ganze Tempel von einem Graben umgeben. Wall und Graben zeigt auch der grofsartige Tempel von Abury.

Ich schloss nun weiter: Ist der Judenburgerwagen hier zu Lande gefertigt worden, und aus den religiösen und anderen Anschauungen des Volkes, das dereinst hier sesshaft war, hervorgegangen, und ist meine Erklärung der Platte des Wagens richtig: dann dürften sich wohl auch noch Reste eines derartigen Tempels in nicht all zu grofser Entfernung von Stretweg finden lassen.

Nachdem ich mich eifrig den eingehendsten Terrainstudien hingegeben, schien mir kein Punkt wichtiger und sachgemäfsrer, als der Falkenberg. Nach mehreren Tagen war ich bis zum oberwähnten Vorsprunge gelangt. Ich fand ihn nun tatsächlich durch einen Graben vom Bergrücken geschieden, der aber durch das Erdreich, das seit der Abstockung des Waldes an dieser Stelle des Berges vom Regen abgeschwemmt wurde, seine ursprüngliche Tiefe stark eingebüfst hat. Gegen Osten, Süden und Westen fällt der Kegel sehr schroff ab, insbesondere in der Richtung nach Süden. Somit ist die Abgrenzung gegen Mittag eine derartige, dass darüber auch gar keine Brücke führen konnte; ein Umstand, der das Nichtvorhandensein eines Plättchens über den zweiten Durchbruch vollkommen erklärt. Die starke Vertiefung oder der Abfall des Kegels nach Osten und Westen konnte an der Langseite der Platte nicht angebracht werden, weil sonst die ganze Mittelpartie jeden Halt verloren hätte. Der Arbeiter begnügte sich mit der Andeutung derselben an den Schmalseiten der Platte, und verstärkte, um den Haltverlust, welcher sich aus dieser Durchbrechung ergeben, zu paralisieren, die Langseiten durch Streifen von Bronzeblech.

Weiter kommt man wirklich auf ein ziemlich grofses Viereckfeld, das die deutlichsten Spuren einer künstlichen Ebnung aufweist, nur zeigte sich, dass dieses in Wirklichkeit nicht den ganzen Tempelplatz in sich fasst, wie die Platte es zeigt, sondern an denselben stöfst, wofür ich die leicht begreifliche Ursache bei der besonderen Besprechung des Wagens und aller seiner Figuren angeben werde. Von hier sollten wir, nach meiner früher ausgesprochenen Meinung zu einer Abmarkung gelangen; auch diese findet sich, aber nicht in der Form, wie ich sie mir dachte, sondern als Abdachung; denn das Viereckfeld liegt um vieles höher, als derjenige Teil, zu dem wir jetzt kommen. Von dem Plane ab war das Vordringen durch vieles Gestrüppe erschwert; doch unterlag es keinem Zweifel, dass der eigentliche Kegel durch Menschenhand geebnet wurde; die elliptische Form desselben, die sofort in die Augen fällt, ist durch seine natürliche Gestalt bedingt. Nachdem ich mir entlang der östlichen Abdachung gegen Süden hin Bahn geschaffen, gewahrte ich im hohen Grase einige gröfsere Steine, welche in einer regelmäfsigen Entfernung und zugleich in einem Kreisbogen zu liegen schienen; doch war eine weitere Untersuchung der Stelle erst nach einigen Tagen möglich, nachdem auf meine Veranlassung hin die gebrochenen und vermorschten Bäume und die vielen Äste, welche wohl seit gar vielen Jahren diesen Boden bedeckten und stellenweise bereits neuen Humus abgaben, weggeschafft worden waren. Nun zeigten

sich, mit der Platte übereinstimmend, Steine, welche analog der planierten Kegelform in einer Korblinie liegen; weiter gegen die Mitte des Kegels zu Steine, welche genau in einer Kreislinie und genau fünf Schritte von einander entfernt sind. Gegen das Viereck zu aber fand ich nur hie und da Spuren, wo einstens Steine gestanden haben, was nun hinreichte, um constatieren zu können, dass die äußere Form der Steinsetzung elliptisch, die innere aber kreisförmig war.¹⁾

Was das Gestein betrifft, so sind es Glimmerschiefer, welche vermutlich aus der Mur geholt wurden.

Was die Scheibe angeht, welche die Wagenplatte innerhalb der vier Kreisbogen zeigt, so hatte ich schon früher erkannt, dass sie etwas ganz anderes als die Sonne bedeute, weshalb ich von diesem Bilde keine Anzeichen vermuten konnte; sie waren aber auch nicht vorhanden.

Die Uebereinstimmung dieses Tempels mit der Platte des Judenburgerwagens ist somit eine **tatsächliche**, woraus sich der Beweis gegen die fremdländische Herkunft, ich sage vorläufig nur der Wagenplatte, von selbst ergibt.

Welchem Volke mag dieser Tempel wohl angehören? dies ist die weitere Frage.

Da eine weitgehende Untersuchung hierüber nicht an diese Stelle gehört, so will ich nur einige Hauptpunkte anführen, welche zur Orientierung hinreichen mögen.

Der gediegene und scharfsinnige nordische Gelehrte, Professor Nilsson hat dem Tempel von Stonehenge eine Studie gewidmet,²⁾ wofür wir ihm großen Dank wissen müssen, weil sie in vielfacher Richtung neue Fragen angeregt hat.

Von der coelesyrischen Stadt Emesa aus verfolgt er die Spuren des Baaldienstes und findet einen Sonnentempel auf der einst phönikischen Insel Gozzo bei Malta; ferner hiefür Beweise in Massilia, weiters Analogien in den Grotten von Newgrange und Dowth in Irland und kommt mit Sir William Wilde zur Erkenntnis, dass betreffs der Bauart zwischen Stonehenge und Newgrange eine merkwürdige Aehnlichkeit vorhanden sei, welche anderseits wieder orientalischen Styl verrate. Nun findet sich aber auch, wie wir gesehen haben, in der Grundanlage eine große Aehnlichkeit zwischen dem Tempel des Falkenberges und dem von Stonehenge; es müssten somit beide Tempel einem und demselben Volke ihre Entstehung ver-

¹⁾ Die Ansicht von dem Tempel auf dem Falkenberge werde ich der Abhandlung über den in Rede stehenden Wagen begeben.

²⁾ Nilsson, S.: „Versuch zu einer Erklärung des alten Monumentes Stonehenge in Wiltshire, nebst Hinweis auf die Überreste eines muthmaßlich ähnlichen Denkmals in Haland“. Anhang zu seinem S. 5, Anm. 4 citierten Werke.

danken, oder doch Völkern derselben religiösen Anschauungen angehören. ¹⁾

Nilsson, den die bis nach Scandinavien hinaufreichenden Spuren des Baaldienstes zum Schlusse drängten: der Baalcultus sei vom Oriente aus hier „eingeführt“ worden, hält zu Folge berührter Tempelanlagen Phöniker für die Erbauer von Stonehenge und für die Verbreiter ihres Sonnendienstes nicht allein im Westen und Süden, sondern auch weiter nach dem Norden Europas; die übrigen sich häufig vorfindenden Steinkreise oder sogenannten Druidenzirkel aber schreibt auch er einem vorkeltischen Volke zu; — übrigens ein schlauer Ausweg, um eine schwierige Frage nicht weiter berühren zu müssen, obschon diese Denkmale ihrer Form nach mit grofsartig angelegten Steinsetzungen auf europäischem Boden in notwendigem Zusammenhange stehen.

Was diese Rätsel der sogenannten prähistorischen Archäologie betrifft, so will ich zu ihrer Lösung noch nachtragen, dass solche Steinkreise auf anerkannt keltischen Münzen häufig und unverkennbar angedeutet sind, und dass ferner das französische Volk, z. B. bei Lützelburg in den Vogesen, den daselbst befindlichen Steinkreis von 100' Durchmesser den Feengarten (jardin des Féés) nennt. ²⁾ Die Feen oder „weisse“, auch „gute Frauen“ genannt, sind aber meines Erachtens in den meisten Fällen wohl nichts anderes, als die in der Ueberlieferung fortlebenden Druiden, um welche das Volk im Laufe der Zeit manchen mythischen Schleier gehüllt hat.

¹⁾ Kinkel's Werk: „Mosaik zur Kunstgeschichte“ (Berlin 1876), das mir eben noch rechtzeitig zu Gesicht kommt, handelt unter anderem auch über „Stonehenge und die Zeit seiner Erbauung.“ Er sucht darzutun, dass Stonehenge ein Denkmal christlicher Zeit sei und in dem Zeitraume von 412—472 n. Chr. errichtet wurde. Ich kann hier keine Ansicht verfechten, sondern bemerke nur, dass wir, ohne unserer Sache zu schaden, Stonehenge auch ganz bei Seite lassen können. Was für Noricum von entscheidendem Werte bleibt, ist, dass es mir auf Grund der Platte des Judenburgerwagens gelungen, in der Nähe der Fundstätte desselben wirklich einen Tempel — und zwar in Form einer Steinsetzung — zu finden, welche Stätte, wie wir später hören werden, auch vom Volksmunde als „Tempel“ bezeichnet wird. Ob seine Ähnlichkeit (in der Anlage) mit anderen Sonnentempeln berechtigt, auch in Noricum phönikische Cultustätten zu suchen, dürfte sich aus dem ergeben, was ich über die keltischen Wanderungen anführe. — Bezüglich der Nachricht des Hecataeus, dass auf Britannien ein prächtiger Sonnentempel vorhanden war, steht zu erwarten, dass insbesondere englische Forscher sich bemühen werden, seine einstige Stätte ausfindig zu machen. Aber noch eine andere Quelle des Altertums soll bestehen, welche von einem grossen Tempel auf dem britischen Eilande weifs. Der „Planet“ brachte im Jahrg. 1833, Nr. 82, S. 328 die Nachricht, dass man in Benares eine Handschrift entdeckt habe, die in der Sanscritsprache geschrieben, ihrem Alter nach vor Caesar's Ankunft in Gallien zu setzen sei, und eine Beschreibung von Britannien enthalte, worin Stonehenge als ein grosser Hindutempel geschildert wird. Was hat man seither über diese Handschrift herausgebracht?

²⁾ Vgl. Schreiber, Dr. H.: Die Feen in Europa. Eine historisch-archäologische Monographie, mit 2 Taf. Abbild. Freiburg 1842, und dessen Taschenbuch für Geschichte u. Alterthum in Süddeutschland. V. Jahrg. Freiburg im Breisgau 1846. S. 3—222.

In Tyrol halten in Steinkreisen die zu Hexen gewordenen Druiden ihre Tänze ab; urkundlichen Beleg hiefür aus Steiermark werde ich bei einer anderen Gelegenheit geben.¹⁾

Gehen wir nun näher auf den Baalcultus ein.

Ist die Ansicht Nilsson's über die Einführung und Verbreitung dieses Cultus in Europa durch Phöniker richtig: — dann muss consequenter Weise auch der Tempel des Falkenberges phönikischem Einflusse hier zu Lande sein Entstehen verdanken; doch in diesen Gegenden Phöniker zu suchen, wäre wenigstens vorläufig etwas mehr als gewagt. Die Verwandtschaft der hier obwaltenden religiösen Anschauungen muss einen anderen Grund haben.

Bei genauer Prüfung vermögen denn all die Analogien, welche dieser Gelehrte zwischen dem Westen Europas und dem Oriente, wie die Form der Tempelanlagen, die Art des Kornschneidens, und die Streitwagen, vorgebracht hat, auch wirklich nichts zur Ansicht beizutragen, dass das einstige Bestehen des Sonnen-, oder deutlicher, des Baalcultus im westlichen Europa der Tätigkeit des phönikischen Volkes zuzuschreiben sei, obschon hier selbst der Name Baal zuweilen sogar rein erhalten ist.

Meine Studien haben mich, um es diesmal nur kurz zu erwähnen, vielmehr dahin geführt: dass Kelten einstens in naher Beziehung zu den Semiten und dem Volke des Pharaonenlandes gestanden, ja in ihrer nächsten Nähe einmal ihren Sitz gehabt haben müssen. Die Berührung dieses Volkes mit Semiten und Chamiten im Oriente muss geradezu eine andauernde, vieljährige gewesen sein, denn des Fremden, nicht Indogermanischen²⁾ im religiösen und socialen Leben der Kelten fand ich so viel, dass eine kurze vorübergehende Bekanntschaft mit den genannten Culturvölkern des Ostens nicht so umgestaltend auf ihre religiösen und gesellschaftlichen Anschauungen hätte wirken können. So fand ich aus den Resten des einstens bestandenen „Trunenordens“ bei Turrach in Obersteiermark, dass hier Götter verehrt wurden, die ganz bestimmt nach diesen Ländern deuten und die eben erwähnten Beziehungen als notwendig erscheinen lassen. Beispiels halber will ich den Gott Sanefra nennen. Dieser Name klingt insbesondere in den Alpen höchst befremdend. Da die Consonanten, die Knochen in der Sprache,

¹⁾ Zu den Steinkreisen als Begräbnisorte sei noch Folgendes bemerkt. Auf der Insel Lewis, einer der Hebriden, befindet sich eine große Steinsetzung in Kreisform. Als man im Jahre 1857 den daselbst angewachsenen Torf abschürfte, fand sich ein kreuzförmig auf den Boden aufgemauertes Grab, das so gerichtet ist, dass der Centralstein des ganzen Ringes gerade zu Häupten des Grabes steht. Hier kann sicherlich nur eine christliche Leiche, vielleicht gar ein Localheiliger die Ruhestätte gefunden haben. (Sir Henry James: „Stonehenge“ p. 15 u. f.; Kinkel a. a. O. S. 271 Anm.) Wir sehen, dass diese Denkmale selbst in christlicher Zeit noch eine gewisse Art von Verehrung genossen. (Siehe oben S. 13. Anm. 1, und S. 14, Anmerk. 1.)

²⁾ Vgl. „The Origin of Druids on the Indian“ in Indian Antiquities, Lond. 1796, VI. P. 1. p. 17. Ferner: „The Oriental emigration of the Hibernian Druids“ in Ousey Oriental Collect. II, p. 1—20; 101—121.

noch frisch erhalten sind, und nur die Vokale der umgestaltenden Zeit und der fremden Zunge sich fügen mussten, so kann er wohl nur mit Senefru identisch sein.

Senefru ist der Name eines ägyptischen Königs, der um 3600 v. Chr. regierte; er ist der siebente Vorläufer Chufu's (reg. 3478—3449 v. Chr.), des Erbauers der größten Pyramide. Senefru hatte Mafka.t, d. i. das Kupferland, erobert, worunter die Aegypter die kupferreiche Halbinsel Sinai verstanden. Weil nun Senefru im Wadi Maghâra dem Lande Aegypten die ergiebigen Kupferminen erschloss, so wurde er nach seinem Tode daselbst als Localgott verehrt.¹⁾

Diese Gottheit dürfte nun schon darum, weil sie ganz localer Natur war, den Kelten schwerlich anders vermittelt worden sein, als mit dem Kupfer. Holten sie dieses selbst im Wadi Maghâra? Leitet uns das vielleicht nach ihrem einstigen Sitze? Sie müssten sich damals zwischen Syrien und Aegypten aufgehalten haben, von wo sie nach Maghâra näher hatten, als nach Cypern, dem Kupferlande des Mittelmeeres. Ob Senefru auch noch im Truuenorden zu Turrach als Gott des Kupferbaues verehrt wurde, ist mir noch nicht zu ermitteln gelungen; nur so viel weiß ich, dass er mit rotem Antlitze dargestellt oder gedacht wurde, was darauf hindeuten dürfte. Kupfer kommt in dieser Gegend mit Spateisenstein vor, und zwar als pyramidaler Kupferkies; ob es in alter Zeit abgebaut wurde, werden weitere Forschungen darzutun haben.

Von fernerer Wichtigkeit, insbesondere auch für die in Rede stehende Frage, ist es, ausfindig zu machen, von welcher Weltgegend die Kelten nach unserem Continente gekommen sind? Da mir für diesmal nicht verstattet sein kann, diesen Punkt eingehend zu erörtern, so muss ich meine diesbezügliche Ansicht kurz zusammenfassen. Mir scheint es — die Gründe werde ich insgesamt bei einer andern Gelegenheit vorbringen — dass sich der große keltische Volksstamm schon in seinem Ursitze (?) am südlichen Abhange des Kaukasus getrennt hat.²⁾ Der eine Teil zog nach Westen, gegen das schwarze Meer und vielleicht entlang seines südlichen Gestades über Paphlagonien, das zur Zeit des trojanischen Krieges die Heneter oder Veneter (Strabo V, 212, 4; bei Homer, Il. II. 852, Eneter genannt) bewohnten, und über Bithynien nach dem thracischen Bosphorus, von wo sie dann weiter nach Europa vordrangen. Möglich, dass auch welche von ihnen aus der Urheimat in die sauratische Ebene zogen, welche sich zwischen dem mäotischen Sumpfe und dem caspischen Meere ausdehnt. Der andere Teil, dem Laufe des Euphrat folgend, stieg in die Ebene von Syrien hinab, und schlug nach längerem Aufenthalte zwischen dem toten Meere und dem

¹⁾ Lepsius: Denkmäler aus Aegypten und Aethiopien, II. 137 g.

²⁾ Vergleiche die spätere Doppelwanderung aus Gallien unter Belloves und Sigoves, die vielleicht doch noch einmal in den Bereich der Geschichte zu ziehen sein dürfte.

Deltalande des Nil, weiter nach Europa denselben Weg ein, auf dem vielleicht auch das ägyptische Getreide nach den europäischen Pfahlbandörfern gekommen, den aber gewifs schon vor den Kelten die Iberer (Basken) genommen haben.

Vielleicht war das letztgenannte Volk durch die nachrückenden Kelten aus Nordafrika nach Europa gedrängt worden.

Auf der pyrenäischen Halbinsel, wie in Gallien, werden diese durch die keltische Invasion in ihrem Länderbesitze stark eingeengt, und als Iberer nach Irland und England wandern, folgen ihnen Kelten selbst dahin nach. Die Wiederbegegnung beider großen Keltenzüge, des südlichen und nördlichen, mag in Gallien, wenn nicht schon im Flussgebiete der Donau, in den Alpenländern stattgefunden haben, wohin spätere, durch verschiedene Quellen verbürgte Wanderungen aus Gallien abgingen.¹⁾

Wenn die sprachliche Fährte mich sicher führt, dann kann ich es wagen, auszusprechen, dass dieser südliche Keltenzug, wenn nicht ausschließlich, so doch vorwiegend aus Iren bestand.

Es ist an diesen Ansichten — wie ich glaube — gewiss gar manches neu; doch wolle man diese, gehen sie gleich von keinem in der Wissenschaft ergrauten Manne, noch weniger von einer Autorität aus, doch nicht von vorne herein verwerfen, sondern eingehend prüfen und sich hiebei gegenwärtig halten: wie viele Quellen für diesen Teil europäischer Geschichte mit den Trümmern von Städten, Palästen und weithin reichenden Aquädukten unter dem arabischen Wüstensande vergraben liegen mögen. Vielleicht werden England und Frankreich einstens ihre Gelehrten auch nach diesen Stätten entsenden. Möge es ihnen sodann gelingen, zum Frommen der Wissenschaft, wie zur Ehre ihres Heimatlandes manchen redenden Stein wieder seiner Bestimmung zuzuführen!

Aus den langsamen Wanderungen des südlichen Keltenzuges, auf denen sie mit semitischen Völkern nicht allein häufig in Berührung kamen, sondern auch durch längere Zeit mit ihnen in engeren Beziehungen standen, folgt, dass sie fremden Cultus sich angeeignet, und diesen mit nach Europa gebracht haben. Daher fanden die Phöniker, wo sie an keltischer Küste landeten, häufig genug den Sonnendienst bereits im Lande. Nachhaltiger, und mit deutlicher

¹⁾ Als ein in der Geschichte der Kelten ewig denkwürdiger Tag muss jener der Schlacht bei Aquae Sextiae gelten. Mit den Teutonen verbündet, standen die keltischen Ambronen den Römern und deren Streitgenossen gegenüber. Vor Beginn des Kampfes ließen diese den Schlachtruf ertönen: „Ambronen!“ „Ambronen!“ Diesen Ruf hatten die Ligurer, die im Vordertreffen des Marius sich befanden, verstanden, und ihn wiederholt. Plutarch (im Leben des Marius, cap. 19) bemerkt hiezu: Da dieses der Volksname der Ligurer war. Somit hatten sie in den feindlichen Schlachtreihen ihre eigene Sprache und ihren ursprünglichen Namen gehört! Also auf südgalischem Gefilde begegnen sich nach vielhundertjähriger Trennung und nach vielen in verschiedener Richtung zurückgelegten Wanderungen zwei Bruderstämme wieder, die trotz der mannigfachsten Schicksale innerhalb eines großen Zeitraumes noch treu ihre Sprache wie auch ihren ursprünglichen Namen bewahrt haben. Dieser feierliche Moment des Wiederfindens hätte zum Unglücke für Rom werden können; allein die Zeit hatte die Herzen entfremdet.

hervortretendem semitischen Gepräge aber mag der von ägyptischen Vorstellungen stark durchdrungene Baal- und Astartecult nun dort fortgewirkt haben, wo diese Colonien gründeten. Darum scheint es mir, dass die Ansicht Nilsson's, der Baalcultus sei bei der keltischen Bevölkerung des westlichen und südlichen Europa (über den nördlichen Teil später) „eingeführt“ worden, gegen die richtigere: dass er von derselben fortgeübt worden, vertauscht werden muss.

Damit hängen nun weitere Erscheinungen auf dem europäischen Continente und in Britannien, wie der Gebrauch von Streitwagen, die Art des Kornschneidens etc. zusammen, worauf ich aber in meinen, später zu erwähnenden „Beiträgen“ zurückkommen werde. Ich wende mich nun der Frage zu: Waren die Kelten Seefahrer im ausgedehnteren Sinne des Wortes oder nur Küstenstreifer? Ich muss darauf antworten: Sie waren bis tief in das Mittelalter herauf die kühnsten Seefahrer Europa's; ihnen gleichen nur die Normannen; aber überall, wohin diese kamen, fanden sie, aufser in Grönland, bereits Kelten vor! Ephorus (bei Strabo p. 293) erzählt, dass die am Meere wohnenden Kelten, um ihre Unerschrockenheit zu zeigen, ihre Häuser von der Flut wegschwemmen liefsen, sie aber wieder dahinbauten; und so mehr Leute durch das Wasser als durch den Krieg zu Grunde giengen. Einem solchen Trotze und solcher unverdrossenen Ausdauer begegnen wir nur bei den Halligbewohnern an Schleswig's Küste. Allein nicht blos an den Küsten nahmen sie den rastlosen Kampf mit dem nassen Elemente auf; dem Wandertriebe dieses kühnen Volkes hat selbst das grofse, weite Meer, das zwischen Europa und Amerika flutet, keine Grenze zu setzen vermocht. Und auf dieser schwanken Basis hat der keltische Geist unsterblichen Ruhm gesucht und ihn auch gefunden. Wenden wir uns einigen Tatsachen zu. Als nordische Wickinge 874 auf Island erschienen, um sich hier ein Heim zu gründen, da stiefsen sie auf christliche Mönche, die Wissenschaft trieben und nicht Deutsche, sondern Kelten aus Irland, Iren waren. Wie diese, so zog sich auch die übrige keltische Bevölkerung; die vermutlich dagewesen sein musste, gleich den Eskimos auf Grönland, vor den Ankömmlingen in das Innere des Landes zurück. Frau Ida Pfeiffer erfuhr gelegentlich ihrer Reise auf diesem Eilande, dass alljährlich im Hochsommer aus dem Innern des Landes an das Meer Leute kommen, ihre Einkäufe machen und dann wieder hinter den Gebirgsklüften verschwinden. Ihre Sprache soll schwer verständlich sein. Da nun diese Unbekannten, weil sie die Isländer normännischer Abkunft, wie die genannte Reisende berichtet, an Gröfse übertreffen, keine Eskimo sind, so werden es wohl nur Kelten sein, welche hinter den Eisbergen ein klägliches Dasein fristen. Auf dieser Insel finden wir auch noch die in keltischen Ländern so oft vorkommenden Celte und Palstäbe in Gebrauch; nur sind sie hier nicht mehr aus Bronze, sondern aus Eisen. Sie dienen als Brecheisen und Meifsel.¹⁾

¹⁾ Weinhold K., Altnordisches Leben; Berlin 1856. S. 20.

Irische Sagen erzählen, dass vor Zeiten weit drauſen im atlantischen Ocean ein paradiesisches Land vorhanden gewesen, aber einmal plötzlich in das Meer versunken sei. ¹⁾ Als nun gegen das Jahr 1000 Normannen Amerika entdeckten und nach dem heutigen Massachusetts und Rhode Island kamen, das sie nach den vielen hier vorhandenen Weintrauben Vinland nannten, da erzählten ihnen die dort wohnenden Skrälinger (Zwerge, norman. Benennung der Eskimos), dass in dem südlich von Vinland gelegenen Hvitrannaland — das man auch Irland it makla, Grofsirland nannte — Menschen in weifsen Kleidern sich aufhielten, welche Stangen mit wehenden Tüchern vor sich her trügen und dazu laut schrien; (Antiquitat. Amerik. 162). In dieses Land wurde um das Jahr 983 Are Marson verschlagen und wurde daselbst von diesen weifsgekleideten Menschen getauft. Wir wissen

¹⁾ Diod. v. Sicil. V. 19, berichtet von einer Insel im atlant. Ocean, die mehrere Tagereisen von der libyschen Küste westlich liege, und außerordentlich fruchtbar sei. Sie sei von schiffbaren Flüssen durchschnitten und habe viele Parkanlagen, die mit allerlei Baumarten bepflanzt seien, nebst zahlreichen Gärten. Die Ebene der Insel zeige Gehölze von herrlicher Bauart und in den Gärten ständen, ganz in Blumen versteckt, Lusthäuser. Als nun die Phöniker die Meeresküste jenseit der Säulen des Herkules erforschten und an den Gestaden Libyens hinsegelten, so seien sie durch einen gewaltigen Sturm weit in den Ocean hinaus verschlagen worden, und so an diese Insel im atlant. Meere gekommen. Nachdem sie ihre Schönheit und ihren natürlichen Reichtum kennen gelernt, hätten sie nach ihrer Rückkehr überall davon erzählt. Unstreitig basiert die Erzählung, welche Solon von ägypt. Priestern über die Insel Atlantis mitgeteilt wurde, auf derartige Schiffsnachrichten. (Plato, Timæus p. 25 f.; Kritias p. 108 ff.; Theopompus bei Aelian V. H. III, 18. Aristot. Met. II, 1. Strabo III, p. 102; VII. p. 299. Plinius VI. 31, 36. Vgl. Kant's Phys. Geographie I. 1. S. 207. Humboldt, krit. Untersuchungen I. S. 155 ff. 163, 424. Prof. Dr. Franz Unger, die verschwundene Insel Atlantis.) Diese Nachricht Diodor's bezogen einige Forscher theils auf die Insel Cuba, theils, wie Kruger (J., Amerika bereits durch die Phöniker entdeckt, in „Deutsches Museum“ v. Prutz 1855, S. 601 bis 620) auf Amerika. Allein, bei klarem Lichte gelesen, wird sich aus der angezogenen Stelle des Diodor für Amerika wenig gewinnen lassen.*) Man suchte auf dem amerik. Continente nach phönik. Spuren. Vor mehreren Jahren entdeckte man bei Moundsville am Ohio (Virginien) eine Inschrift, an deren Erklärung vier verschiedene Archäologen giengen, von denen der eine (Jomard) an dem Steine libysche Schriftzeichen zu finden glaubte, der andere (Schoolcraft) meinte ein celtisches Schriftdenkmal zu sehen, (vgl. Mém. de la Soc. de Copenhague 1840 bis 1843, p. 120, Taf. 5), der dritte (Rafn, Mém. sur la découverte de l'Amérique au 10. siecle. Copenhag. 1843) fand die Charaktere dieser Inschrift den angelsächsischen Runen am nächsten stehend, und Squier (Squier and Davis, The ancient monuments of the Mississippi valley. Washington 1848), der vierte bezweifelt ihre Aechtheit. Wie die Insel Atlantis, so mögen in Folge gewaltiger Naturereignisse im atlant. Ocean gar manche Eilande untergegangen sein. Vielleicht erleichterten Inselketten die Entdeckung Amerika's von Irland aus, wie solche der Entdeckung dieses Erdtheiles von Asien gegen Osten so günstig waren, von wo aus Japanesen nicht selten an den Westküsten des continentalen Nordamerika erschienen, wohin sie die von China und Japan ausgehende Meeresströmung trieb, welche südlich von den Aläuten gegen das Gestade des Goldlandes Californien läuft.

*) Vgl. Christ, Avien und die ältesten Nachrichten über Iberien und die Westküste Europa's. In den „Abhandlungen der philos. philolog. Cl. der k. baier. Akad. der Wissensch. Bd. XI, S. 140 f.

nun, dass es christliche Missionäre waren, welche hier Prozessionen abhielten, Fahnen hatten und laut beteten. Welcher Abkunft aber waren sie? Um das Jahr 1027 wollte Thorfinn's Bruder, Gudleif Gudlaugson von einer Handelsreise nach Dublin zurückkehren, wurde jedoch durch Stürme weit nach Südwesten verschlagen, und gelangte so an ein Land, dessen Bewohner irisch sprachen. ¹⁾ Demnach waren Iren noch über jenes paradiesische Land, das in das Meer hinabsank, gekommen und erscheinen somit diese als die ersten uns sicher beglaubigten Entdecker von Amerika! Die bei den Karthagern vorhandene Sage von einem großen Lande im atlantischen Ocean kann dagegen nicht schwer in's Gewicht fallen. (Diodor v. Sic. V, 20.) Wohl gibt es noch gar viele Sagen unter den Eingebornen von Amerika, welche von weißen Männern erzählen, von Kindern der Sonne (Sonnenanbeter) ²⁾ die von Osten nach Amerika gekommen; aber mir scheint es nicht zweckdienlich, auf sie einzugehen, wenn gleich die Keltomanie auch auf mexikanischem und peruanischem Gebiete für ihre Zwecke einen ergiebigen Boden zu finden währte. Ich begnüge mich, gezeigt zu haben, dass von den Kelten insbesondere der irische Stamm tüchtige Seelente aufzuweisen hat. Mit so geringen Mitteln, wie sie den Iren zu Gebote standen, so außerordentliche Erfolge erzielen — dazu gehörte eine starke Willenskraft, ein Volk indogermanischer Abkunft. Ist es glaublich, dass dieses Volk auch nach Skandinavien kommen und auch hieher seine Missionäre entsenden

¹⁾ Waitz, Dr. Th. Anthropologie der Naturvölker; Leipzig 1862. III. Th. 1. Hälfte. S. 63 f.

²⁾ Es ist wahrscheinlich, dass Amerika den Irländern früher bekannt war, als das Christentum, das ihnen St. Patricius um d. J. 430 brachte, und einer weiteren Untersuchung wert erscheint mir die Ansicht des Pastors Frenzel, wenn er in seiner Schrift: „Der Belus oder Sonnendienst auf den Anden oder Kelten in Amerika. Leipzig 1867.“ S. 12 sagt: — es waren „Iren, vielleicht der letzte heidnische Rest des Volkes in der alten Heimath, der unter der Fahne verstockter Druiden die alten Götter vor dem immer mächtigeren Andringen des Christentums retten und jenseits des Oceans — durch alles Maß überschreitende, wahrhaft entsetzliche Menschenopferung zu neuen Ehren bringen wollte.“ Dagegen vermag ich seine Hoffnung, die er (a. a. O.) in folgenden Worten ausspricht: „Mag diese Keltencolonie im Laufe der Zeit mit Indianern sich auch mehr und mehr vermischt haben, so dürfte doch heute noch der keltische Typus erkennbar sein“ — keineswegs zu teilen, obschon Champlain (Voyages de la Nouvelle France occid. Paris 1632) versichert, dass er im Lande der Kaskaskias Indianer angetroffen habe, welche gallisch redeten, und Capt. Steward, einen solchen Fall bestätigend, angibt, dass er bei ihnen sogar beschriebene Pergamentrollen gesehen habe; (Waitz. a. a. O. S. 64). Man pflegt zu gerne nur mit einem Auge zu sehen, und macht sich in der Meinung, den Gelehrten den Staar zu stechen, hiedurch gründlich lächerlich. Was ist z. B. nach Obermüller (W.: „Deutsch-keltisches, geschichtl.-geograph. Wörterbuch etc. Leipzig 1866 ff.) nicht keltisch? Sogar viele mexikanische Namen werden dort als keltisch erklärt, von denen Frenzel mehrere in seine obgenannte Schrift aufgenommen hat (S. 10 u. 11). Um Orts-, Berg-, Fluss- und Flurnamen erklären zu können, braucht man die ältesten Namensformen; diese allein können eine sichere Grundlage abgeben; hat man sie gewonnen, dann entsteht erst die Frage, ob wir ihre Bedeutung für die Geschichte wohl auch auf sprachwissenschaftlichem, statt willkürlichem Wege zu erschließen suchen?

konnte? Ist es wirklich so ausgemacht, wie Nilsson darzutun suchte, dass phönikischer Einfluss auch auf diesem Erdteil klar zu Tage liege? Abgesehen von der Bronze ist es insbesondere das Kivikmonument in Schonen, welches für Nilsson's Ansicht die kräftigste Stütze bietet. Dieser Gelehrte hat alle acht in einem Grabe daselbst gefundenen Steine, welche bis auf einen mit Figuren ausgezeichnet sind, in seinem bereits citierten Hauptwerke, S. 9, abgebildet, von wo diese Denkmale in das allgemein bekannte Werk: „Der vorgeschichtliche Mensch“ (von Baer und Hellwald) übergegangen sind. Die religiösen und geschichtlichen Begebenheiten, welche hier zur Darstellung kommen, liefern für Nilsson den untrüglichen Beweis, dass Phöniker ihren Sonnendienst auch hieher verpflanzt haben. Den Kuhdienst, welcher auch in den nördlichen Gegenden Deutschland's zu Hause war, hält er für einen neuen Beweis seiner Ansicht. Was nun letzteren Umstand betrifft, so kann sich Niemand, dem die gründlichen Forschungen unserer obgenannten deutschen Mythenforscher bekannt sind, dieser Ansicht anschließen; was aber diesen Dienst bei den Aestyrern betrifft, so sei hervorgehoben, dass Tacitus (Germ. cap. 45) diese nach ihrer Sprache zu den britischen Kelten stellt. Mit den übrigen Kelten teilen sie auch das Eberbild, unter dem sie die Göttermutter verehren. Haben sie nun auch den Kuhdienst mit den übrigen Kelten gemein, warum soll dies directen phönikischen Einfluss auf den Norden Deutschlands bekunden? Bevor wir auf das Kivikmonument näher eingehen können, dürfen wir die berührte Frage: ob es möglich, dass Kelten, resp. irische Kelten, nach Skandinavien kamen, und auch hieher Missionen entsenden konnten, nicht aus dem Auge verlieren. (Vgl. Caesar de bello gall. IV. 24; Tacitus Germ. 28). Wenn uns die Dolmen, welche bis Bohuslän hin Verbreitung gefunden haben, nicht als Wegweiser für eine keltische Wanderung entweder aus Gallien oder Britannien dienen dürfen, so wird man wohl die Wackelsteine, die wir in Bohuslän, in Schonen und auf Bornholm antreffen, als solche gelten lassen müssen.

In welcher Beziehung standen denn die Kelten des westlichen Europa zu den nordischen Gewässern? Ich lasse hierüber zwei Männer sprechen, welchen man niemals den Vorwurf der Keltomanie wird machen können: Wiberg und Redslob.

Ersterer sagt in seinem bereits erwähnten Werke (S. 32 f.): „Pytheas fand in den nordischen Gewässern eine Menge geographischer Namen: Thule, Mare Cronium, Mentonomon, Abalus u. s. w. Diese Namen lassen sich weder aus der griechischen noch römischen Sprache erklären, was doch der Fall sein müsste, wenn Seefahrer einer dieser beiden Nationen die eigentlichen Entdecker dieser Gegenden gewesen wären. Auch germanischen Ursprunges sind sie nicht; allein es ist gelungen, sie mit Beihilfe der altbritischen Sprache zu erklären.“

„Dieser Umstand lässt jedenfalls auf britische Entdecker und britische Schifffahrt in den nordischen Gewässern, schon vor der Zeit des mafsilienischen Reisenden, (Pytheas, um 325 v. Ch.) schließen, und zwar um so sicherer,

als Pytheas, wie wir erinnern, in Britannien zuerst von Thule, dem äußersten aller Länder, gehört hatte.“

„Es ist schon an und für sich glaubwürdig und wird durch andere Umstände zur Gewissheit erhoben, dass der eigentliche Hauptzweck dieser so weit in der Zeit zurückliegenden Handelsreisen der Bernsteinhandel war. „Man weiss,“ sagt Redslob (a. a. O. S. 24), „dass in den ersten christlichen Jahrhunderten der Handel zwischen der Nord- und Ostsee über den Fuss der eimbrischen Halbinsel gieng, dass die Seefahrer des Westens, unter denen hauptsächlich die Briten hervortraten, mit ihren Fahrzeugen die Eidermündung herauf in die damals unter dem Namen Norder-Eider bekannte Treene, bis zu dem nur noch zwei Meilen von Schleswig (dem nächsten Ostseehafen) gelegenen Hollingstedt führen.““

„Bemerken wir ferner,“ fährt Wiberg (a. a. O.) fort, „dass Schiffer von der Ostsee durch die Schlei bis nach Haddeby bei Schleswig gingen, so sieht man, dass man sich um des Handels willen von beiden Seiten hier entgegen kam. Dass dieser Verkehr mit dem Bernsteinhandel zusammenhieng, ist schon aus dem Grunde anzunehmen, weil die Ostpreußen in früherer Zeit ihren Bernstein dorthin zu bringen pflegten, um Absatz für denselben zu finden (Voigt: Handbuch der Geschichte Preussens, I. 19). Dass die Seefahrer aus Britannien und vielleicht auch aus Gallien allerlei Bronzegeräth zum Tauschhandel mitbrachten, ist annehmbar, weil sie selbst nicht immer der Bronzewaaren, welche sie von massiliensischen Handelsleuten aufkauften, bedurften, und weil verschiedene keltische Stämme durch ihren Handel und ihre Schifffahrt bekannt geworden sind.“

Gehen wir nun auf die zwei letzten Steine des Kivikmonumentes ein; sie finden sich bei Nilsson, (im Hauptwerke S. 9, wie S. 49) abgebildet, und tragen die Nummer 7 und 8. Nilsson äußert sich hierüber wie folgt (S. 49 ff.): „Nach dem Streite, der auf den beiden ersten Steinen angedeutet wurde, folgt auf dem 7. und 8. Steine das Siegesfest, nach der Sitte damaliger Zeit, mit dazu gehörenden Menschenopfern von Kriegsgefangenen.“

„Zuerst sehen wir auf dem 7. Steine den Sieger auf seinem Triumphwagen, der von Pferden gezogen wird. Vor ihm schreitet ein Mann mit erhobenem Schwerte einher, die Gefangenen führend, denen die Hände auf den Rücken gebunden sind. Vor diesen her gehen (auf dem 8. Steine) Musikanten, auf krummgebogenen Heerhörnern blasend, die ganz von derselben Form sind, wie diejenigen, welche noch jetzt aus dem Bronzealter in den Torfmooren in Schonen gefunden werden. — Vor diesen geht ein Mann, der in der emporgehobenen Rechten einen viereckigen Gegenstand hält, von welchem ich keine genügende Erklärung zu geben vermag: dass derselbe nicht ohne Bedeutung ist, lässt sich jedoch daraus folgern, dass eben eine solche Figur in der untersten Reihe auf dem Steine Nr. 7 vorkommt. Vor diesem sahen wir einen Baalspriester in weitem Kleide, das durch einen Gürtel zusammengebunden und verkürzt ist; nach der Stellung der Beine zu rechnen, scheint er zu tanzen.

Dies ist die erste Figur, die wir mit sichtbar weitem Gewande antreffen, aber zugleich auch die einzige, die kein Krieger ist. Alle andern sind in kurzen, anliegenden Kleidern dargestellt, wie sie in den Kampf zu gehen pflegten. Vor diesem tanzenden Baalspriester sieht man zwei andere Figuren, welche auf ein musikalisches Instrument zu schlagen scheinen, wahrscheinlich ein Tympanon, ein mit Leder bespannter kreisrunder Reif, auf das mit einem Stabe geschlagen wurde, wodurch eine schrillende Musik entstand. Eine etwaige andere Deutung dieser oder der vorigen Figuren kann nach meiner Ansicht in der Hauptsache nichts verändern.“

„Mit den bis jetzt genannten Figuren schliesst dieser Teil des Siegesfestes.“

„Werfen wir nun einen Blick auf die unterste Reihe auf demselben Steine, so sehen wir, wie die Kriegsgefangenen mit auf den Rücken gebundenen Händen, von schwertbewaffneten Männern aus eingefriedigten Räumen, wahrscheinlich ihren Gefängnissen, die hier in der Gestalt eines liegenden omega ω abgebildet sind, weggeführt werden, um über dem Opferkessel, welcher mitten auf dem Steine steht, geopfert zu werden.“

„Bei der Erklärung der Figuren, welche zu beiden Seiten des Kessels stehen, wie auch der ihnen ähnlichen, die in der untersten Reihe des 7. Steines vorkommen, habe ich lange geschwankt. Nach weiterem Nachsinnen habe ich jedoch geglaubt, auch von diesen eine Auslegung versuchen zu müssen, die auch mit allem andern übereinstimmt. Zuvor muss ich jedoch die Gründe darlegen, welche mich zur Deutung, die ich hier gebe, veranlasst haben:

1. Sind diese Figuren offenbar keine symbolischen, sondern historische, da sie zwischen anderen rein historischen Figuren stehen; die symbolischen sind mit dem 6. Steine zu Ende.

2. Müssen sie Menschen vorstellen, weil sie von derselben Grösse sind, wie der Mann, der auf dem Stein Nr. 7 vor ihnen steht.

3. Wenden diejenigen, welche um den Opferkessel stehen, ihm dieselbe und wie es scheint, die Vorderseite zu. (In der *Historia Herodiani* V. 3 werden die Priester der Sonne mit langen Rücken und langen Aermeln geschildert, „nach der Art der Phönikier“.)

4. Konnte eine so feierliche und heilige Handlung, wie ein Menschenopfer zu Ehren der Götter nach gewonnenem Siege, nicht bewerkstelligt werden, und am wenigsten bei einem Volke mit phönikischem Cultus, ohne dass demselben eine grosse Anzahl Opferpriester beiwohnten. Lucianus erzählt in dem §. 42 seiner Abhandlung: *De Syria Dea*, die er *Hera* (*Juno*) nennt, welche aber die *Astarte* der Phönikier ist, dass er einem Opferfeste beiwohnte und bei demselben über dreihundert Priester zugleich gegenwärtig sah, alle in weissen Mänteln und mit Hüten auf den Häuptern. Dass auch die Opferpriester Baals sehr zahlreich waren, sehen wir daraus, dass bei dem Opfer auf dem Berge Carmel vierhundert und fünfzig Priester versammelt waren. Ebenso wissen wir aus anderen, hiemit übereinstimmenden Angaben, dass die Baalspriester bei ihren amtlichen Verrichtungen gleich den ägyptischen in weisse,

lange Mäntel gekleidet waren. Das Einzige, was mir bei diesen Figuren lange unklar gewesen ist, ist die Kopfbedeckung, die nach vorne in eine Spitze endigt. Ob selbe zu ihrer Amtstracht gehört, soll später erläutert werden.“

„Dass die Phönikier Menschenopfer brachten, ebenso wohl und wahrscheinlich auf dieselbe Weise, wie die Kimbern, wissen wir daraus, dass der König Amosis, nachdem sie aus Aegypten getrieben waren, den ägyptischen Cultus von dem Menschenopfer reinigte, welches durch die phönikischen Hyksos-Könige darin eingeführt worden war. — Aus allen diesen Gründen nehmen wir an, dass diese Figuren Opferpriester darstellen.“

Dieser Ansicht bin auch ich, nur stimme ich Nilsson nicht bei, wenn er in ihnen phönikische Priester erblickt. Derartige Heerhörner kennen wir auch aus Gallien, wo sie noch in gut historischer Zeit gebraucht wurden, ¹⁾ und auch in Irland wurde ein solches gefunden (Stuic genannt), das sich in der Sammlung Llewelyn-Meyrick befindet. (Demmin, die Kriegswaffen in ihrer histor. Entwicklung etc. Leipzig 1869, S. 153). Der Triumphwagen — Streitwagen — kommt in keltischen Ländern gar oft vor; die Römer lernten ihn bei den Kelten in der Schlacht von Sentinum 457 u. c. kennen (Livius X, 28). Enge Beinkleider, wenn wir sie an den Figuren annehmen dürfen, weisen uns gleichfalls auf keltisches Gebiet; und sind die Figuren nackt, dann haben wir nicht minder eine keltische Sitte vor uns; man pflegte gar oft unbekleidet dem Feinde entgegen zu rücken. — Dass wir es hier neben historischen Ueberlieferungen auch mit Sonnensymbolen zu tun haben, darüber kann kein Zweifel obwalten; der Kegel auf dem 1. Steine beweist es hinlänglich. Dagegen müssen die langen Kleider, in denen die acht Priester erscheinen, nicht phönikische Opferpriester bezeugen; langes, weisses Gewand war auch das Kleid der Druiden. — Die große Anzahl von Opferpriestern Baals ist, wie ich hierorts nur vorübergehend erwähnen kann, nicht maßgebend; in einem bald zu nennenden Keltenslande erscheinen bei den heiligen Opfern an den Sonnengott 360 oder mindestens 180 Druiden. — Gehen wir nun auf „das Einzige,“ was Nilsson bei der Erklärung dieser Figuren lange unklar gewesen ist: die Kopfbedeckung, die nach vorn in eine Spitze endigt, etwas näher ein. Der nordische Gelehrte äußert sich über die Kopfbedeckung der acht Figuren in langem Gewande in einer Anmerkung (S. 52) folgendermaßen: „Πίλος, Filzhut, Reishut, auch Helm; also vielleicht mit einem hervorstehenden Rande oder einer Krempe nach vorn. Dies würde die nach vorn überstehende Spitze der Figuren erklären können.“

Mir erscheinen diese Gestalten ohne Kopfbedeckung (in unserem Sinne); wohl aber tragen sie eine Maské, und zwar eine Vogelmaske. Bei eingehender Betrachtung derselben erblicken wir in ihr den Kranich. Dass verschiedene Tiermasken bei den Kelten in Gebrauch waren, ist zu bekannt, als dass

¹⁾ Vgl. de Bast, Recueil d'Antiquités Romaines et Gauloises; nouvelle édition. A Gand 1808, p. 335, Pl. XII. Fig. VI.

ich hiebei länger verweilen könnte; mir obliegt nur, nachzuweisen, dass der Kranich der religiösen Anschauung der Kelten nicht fremd war und im Cultus der Druiden eine Bedeutung gehabt hat.

Betreff des ersten Punktes teile ich mit, dass man im J. 1711 in der Kathedrale zu Paris ein höchwichtiges Denkmal aus Stein gefunden hat. Es stellt ein Rind im Gehölze dar, auf dessen Rücken drei langhalsige Vögel sitzen. Die Inschrift lautet: Tarvos Trigaranos, d. h. der Stier mit drei Kranichen. Er ist wohl der Sonnenstier, welcher die Kraniche, — in der Dreizahl, wie ich glaube, Symbole der drei Jahreszeiten Frühling, Sommer und Herbst, — zu uns bringt. Wenn nun die Kraniche in Beziehung stehen zur Sonne, haben wir irgend welchen Beweis, dass die dem Sonnencult ergebenden Druiden diesen Vogel in ihre Mysterien aufgenommen hatten? Gwyddno Caranhir, der luftige Kranich! hieß bei den Kelten in Britannien der Priester des Schiffes (ein Hierophant), dessen Aufgabe es war, durch dramatische Darstellung die Novizen über die Gefahren der (mystischen) Flut zu unterrichten. Deshalb schloss er die Eingeweihten in Boote ein, welche mit Tierfellen bedeckt waren, ließ sie dann vom Stapel und empfing sie, nachdem sie die Flut überstanden, auf den Felsenriffen Sarn Badrig (St. Patrik's causeway), wo der Gott („Hu gadarn“) gelandet sein soll. (Davies, Myth. of the british Druids, p. 161; Nork, Mythologie der Volkssagen und Volksmärchen, S. 667, Anmerkung).

Die vielen Ueberbleibsel eines ehemaligen Mistelcultus in Skandinavien, deren Nilsson selbst gedenkt (S. 37), widersprechen wenigstens der Annahme nicht, dass dereinst auch in der Gegend von Schonen der druidische Sonnendienst vorhanden gewesen ist.

Aber welcher Herkunft waren jene Druiden, die in diesen Gegenden dem Sonnendienste ergeben waren? Nilsson sagt (S. 54, dritte Anmerkung): „Dass Kimbern während der Bronzeperiode im südlichen Schweden gewohnt und Druidencultus (Baalscultus) gepflegt, habe ich schon in der ersten Auflage meiner „Ureinwohner“, Cap. VI erwähnt.“ Demnach läge wohl nichts näher, als das Kivikmonument mit diesem, nach Nilsson's Ansicht keltischen Stamme in Verbindung zu bringen. Mussten Phöniker hieher kommen und hier mit bewaffneter Hand den Baalsdienst einführen? Befragen wir die nordische Sprache, ob wir über diesen Punkt von ihr einen bestimmten Aufschluss erhalten? Um nicht der Keltomanie geziehen zu werden, lasse ich hierüber zwei Männer sprechen, welche, aufser dass sie zu den ersten Germanisten Deutschlands zählen, gewiss auch kein einziges nicht keltische Wörtchen diesem Volke überlassen; es sind dies Jakob Grimm und Karl Weinhold. Ersterer spricht sich über die Benennung und die Bedeutung des vierblättrigen Klee's auf nordischem Boden auf folgende Weise aus: „wenn heute, wie vor alters der fund vierblättrigen klee's als ein glückszeichen erfreut, in schwedischen landschaften der klee solgras, sonnengras heiszt und man daraus, daz er seine blätter zusammenlegt, auch bei bewölckterm himmel den

eintritt von sonnenuntergang folgert; so darf er den Kelten, die vorzugsweise pflanzen für heilig hielten, die eigentliche frühlings- oder sommerblume gewesen und wie in den angezogenen deutschen liederstellen personificiert worden sein. hinzutritt, dasz in Schweden und Norwegen die benennung smære, auf Island smâri für den klee vorkommt, welche sich nur aus dem keltischen seamar deutet und einen neuen zeugen altes zusammenhangs zwischen Scandinavien und Irland abgibt.“¹⁾ Auf der vorhergehenden Seite der citierten Abhandlung äußert sich unser Altmeister über den Klee: „Der seamrog,“ (auch seamar im heutigen Irisch) „ist ein emblem der nationalität geblieben und wird von den Irländern immer noch am hut getragen, die benennung dieser heiligen pflanze versteht man längst nicht mehr, ihren sinn scheint uns die vollere gestalt des wortes aufzuschlieszen. Das ir.samh ist sowol sonne als sommer, die zeit der heissen sonne; unser sommer, ahd. sumar, ags. sumor, altn. sumar stimmt zu jenem seamar klee.“ — Ein anderer Ausdruck für den Klee lautet uisumar. Hierüber sagt Grimm weiter: „uisumar, mit lateinischer endung uisumarus, meint kind, abkömmling der sonne, des sommers, ein treffender ausdruck für die sommerwonne, von der auch unsere deutschen dichter des mittelalters singen.“

Demnach waren es Iren, irisch redende Druiden, welche (mit bewaffneter Hand) ihrem Sonnendienste in Skandinavien Eingang verschafft haben.

Weinhold, der die Bronzeultur im südlichen Teile von Skandinavien den Kelten zuschreibt, äußert sich über dieses Volk in seinem vielgepriesenen Werke: „Altnordisches Leben“ S. 20 f. folgendermaßen: „Wir können nicht mehr sagen, wann dieses Volk (die Kelten) in die südlichen Theile Skandinaviens eindrang, können auch nicht angeben, wie lange es hier gesessen hat. Ungefähr drei Jahrhunderte vor unserer jetzigen Zeitrechnung scheint es dem anderen gewichen zu sein, das sich bis jetzt dort behauptete. Dafs die Verdrängung blutig geschah, ist kein Zweifel, denn ein waffengeübtes Volk unterwirft sich nicht gutwillig, so lange es noch Kern hat; ob aber die Unterwerfung zugleich eine Vernichtung war, ist nicht gewifs. Der Umstand, dafs die altnordische Sprache eine Anzahl keltischer Worte führt, welche den anderen germanischen Sprachen unbekannt sind und die eher entlehnt als urverwandt scheinen, möchte dafür zeugen, dafs ein Theil des Volkes übrig blieb, und unfrei fortlebend, sich allmählig germanisirte. Auch in der nordischen Mythenwelt hat man Keltisches entdecken wollen. Ist nun auch keine der Hauptgottheiten an die Kelten anzuliefern, so wollen wir doch nicht abstreiten, dafs unter jenen dunklen Göttern, die augenscheinlich vorodinisch sind, keltische sich finden mögen, und dafs auch auf die unteren Schichten einiges über-

¹⁾ Jakob Grimm und Adolf Pietet: „Ueber die Marcellischen Formeln.“ Aus den Abhandlungen der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1855. S. 56.

gegangen ist. — Wir geben natürlich keinen Einfluss zu, der in das Wesen selbst eindrang (?); dafs man aber, ohne im entferntesten Keltomanie zu sein, an gewisse Einwirkungen des keltischen auf den germanischen Stamm glauben mufs, scheint mir unlängbar. Stunden die Germanen auch auf höherer sittlicher Stufe (der Grund ihres Sieges), so waren sie doch in allem äusseren hinter ihren Unterworfenen bedeutend zurück, und sie hatten zugleich Sinn genug für das, was das Leben verschönert und ziert, so dafs sie manche keltische Sache mit dem Worte dafür annamen. Man mufs sich vor dem zu wenig ebenso hüten, wie vor dem verrufenen zu viel, wenn man diese Verhältnisse gerecht erwägen will.“

Nach dieser, für unseren Zweck schwer vermeidlichen Parenthese nehmen wir die Frage nach der nationalen Zugehörigkeit des Falkenberger Tempels wieder auf. Nachdem wir gesehen,

dass 1. die vielfachen Spuren nicht indogermanischer Religionsanschauungen bei den Kelten des Westens, wie im Norden von Europa nicht durchweg, ja vielleicht in den wenigsten Fällen auf phönikische Colonisation zurückzuführen sein werden, sondern vielmehr darauf hinweisen, dass diese Anschauungen von den Kelten des südlichen Zuges gelegentlich ihrer Einwanderung nach Europa bereits mitgebracht worden;

dass 2. Kelten, insbesondere der große irische Stamm, nicht geringere Vertrautheit mit der See besaßen, als die Phöniker;

dass 3. britische Kelten nach der Nord- und Ostsee kamen und das Kivikmonument gerade in Folge der äufseren Ausstattung der acht Priester auf eine druidische Einrichtung gedeutet werden muss;

dass 4. dieses Denkmal Darstellungen bringt, welche, wie durch den Streitwagen nach Gallien und Britannien, und durch die Sonnensymbole, wie schon Nilsson hervorhob, nach den Grotten bei Dowth und New-Grange, also nach Irland weisen;

dass 5. abgesehen von der Bekanntschaft der Skandinavier mit der Mistel, die irische Sprache zu Hilfe genommen werden muss, um den für den Sonnendienst wie in Irland so auch in Skandinavien so bedeutungsvollen Namen des vierblättrigen Klee's erklären zu können; (vgl. oben S. 31 f.)

dass 6. der keltische Einfluss auf den Norden von Europa, nämlich auf Skandinavien und Island von zwei der bedeutendsten Germanisten zugestanden wird; und

dass endlich 7. die irischen Missionen aus christlicher Zeit vollkommen in die heidnische Periode einen Rückblick gestatten, in der es sich um die Verbreitung des Sonnencultus handelte; — so ist es wohl mehr als wahrscheinlich, dass für das westliche und nördliche Europa ein gröfserer Teil der Culturmission den Kelten, resp. den Iren, als den Phönikern zugeschrieben werden muss.

Daraus folgt nun weiter, dass wohl nichts für einen unmittelbaren phönikischen Einfluss auf unsere Alpenländer zeugt, und dass desshalb vom phöni-

kischen Ursprunge unseres Tempels keine Rede sein kann. Er muss in Folge der Uebereinstimmung seiner Anlage mit der Platte des Judenburgerwagens jenem Volke angehören, dem dieser entstammt. Ich greife meiner besonderen Abhandlung über diesen Gegenstand vor und sage: Wenn ein geschichtliches Denkmal jenem Volke zukommt, aus dessen Eigenart, aus dessen politischem, religiösem und socialelem Gesichtskreise dasselbe seine Erklärung findet: dann ist dieser Broncewagen weder phönikisch, noch etruskisch, noch slavisch, sondern — keltisch. Denn eine allseitige, vollständige Erklärung desselben ist einzig nur aus dem Keltischen möglich. Es kann somit weiter auch der Steinkreis auf dem Falkenberge mit all' dem, was zu ihm gehört, nur keltisch sein und jenem keltischen Volksstamme zukommen, welcher dereinst in dieser Gegend seinen Sitz gehabt hat. Die bestimmte Nachricht der Alten (Strabo IV. 4, p. 6; Diodor v. Sicil. V. cap. 27), dass bei den Kelten Tempel vorhanden waren, was Nilsson wohl unabsichtlich übersehen hat; die Richtung des Falkenberger Kegels nach SSO, der zur religiösen Stätte als geeignet ausersehen wurde; endlich die Beziehung in Rede stehender Steinsetzung zur Platte des Judenburger-Wagens, welche, wie ich dartat und bestimmter an einem anderen Orte noch dartun werde, einen Tempel darstellt: dies zusammengenommen, lässt keinen weiteren Zweifel aufkommen, dass die Steinsetzung des Falkenberges ein Tempel war und dem keltischen Volke dieser Gegend angehörte.

Doch mit diesen Resultaten konnte ich mich noch nicht zufrieden geben, da noch immer ungewiss ist, ob in diesem Steinkreise Druiden gewaltet haben; denn in Spanien kannte Strabo Steinsetzungen, aber Druiden standen mit ihnen in keiner Beziehung.

Nach G. C. F. Lisch's Mitteilung (Jahrbücher des Vereines für Meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde IX., S. 366 u. 370) ist es bekannt, dass seine Arbeiter, noch bevor der Peccatelerwagen wieder an's Tageslicht gekommen war, nach alter Volksüberlieferung den Inhalt des Hügels auffallend genau kannten.

In Oberkrain erzählt das Volk, dass in den noch unaufgeschlossenen Heidengräbern, die auf der Belšca, dem Grenzberge zwischen Kärnten und Krain vorhanden sind, die Gebeine jener „Taurer“ ruhen, welche aus Liebe zur angestammten Freiheit vor den Römern, als diese in das Land gedrungen waren, aus den Tälern auf jenes rauhe Gebiet sich zurückgezogen haben, wo sie ausstarben; (vgl. Strabo IV. 6, p. 7).¹⁾

Ob denn nicht auch das Volk in Obersteiermark Ueberlieferungen bewahrt, welche mir über die einstige Bestimmung des in Frage stehenden Denkmals Aufschluss geben könnten?

¹⁾ Valvasor: „Ehre des Herzogthums Krain,“ IV. Buch, 22. Cap.; Mittheilungen des histor. Vereines f. Krain, 1865, S. 54.

So dachte ich und begab mich zu dem Bauer Teichtler, der am südlichen Fuße des Falkenberges seine Behausung hat. Von ihm erfuhr ich nun, dass ihm alte Leute öfter erzählt hätten: auf dem Falkenberge da oben wo hätten die Heiden einmal einen Tempel gehabt, da er aber noch zu kurze Zeit in dieser Gegend sei, so wisse er nichts Näheres darüber mitzuteilen, und wies mich an einen Bettler, der sich schon seit den Franzosenkriegen hier aufhalte. Ich fand bald Gelegenheit, auch diese Quelle auszunützen. Der Mann wusste mir zu sagen, dass auf dem zweiten südlichen Vorsprunge des Falkenberges einst ein „Trunentempel“ vorhanden gewesen sei, und dass die Trunen von der unter dem „Tempelberge“ reichlich hervorsprudelnden Quelle sich das Wasser geholt hätten: aber es sei „nix z'red'n van die Truinan,“ d. h. es sei nicht wohl geraten, von den Trunen zu reden, was die Scheu vor diesen Wesen deutlich bekundet. Ich konnte über diesen Gegenstand auch nichts mehr aus ihm herausbringen.

Anderweitiger Mitteilung zu Folge nennt man den Falkenberg geradezu den Trunenberg; und ich hörte auch sagen: der Falkenberg sei ein unheimlicher Berg, weil sich auf ihm die „Truit'n“ aufhielten.

Meine weiteren Erkundigungen über diesen höchst seltsamen Gegenstand haben mich überzeugt, dass das Andenken an die Trunenschaft dieser Gegend wie ein schwarzer, dämonischer Schatten über dem Falkenberge ruht; und die alternden Eltern erzählen in den langen Winternächten ihren Kindern mit heimlichem Grauen, was sich einstens hier zugetragen hat. Diese lebhaften Erinnerungen des Volkes an eine so graue Vergangenheit liefern im Einklange mit der Bedeutung aller Einzelheiten am Broncewagen von Stretweg einerseits den ersten und nach meiner Meinung zugleich unumstößlichen Beweis, dass auch die Kelten Noricum's Druiden besessen, und anderseits ist durch sie der Steinkreis des Falkenberges als Druidentempel sichergestellt!

Neben diesen sind mir noch weitaus inhaltsschwerere Entdeckungen geglückt, welche mich denn auch veranlasst haben, „Beiträge zur Geschichte des Druidismus in Noricum“ für die Oeffentlichkeit vorzubereiten. Da mir aber daran liegt, so früh als möglich die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf diesen nicht allein hoch interessanten, sondern auch hochwichtigen Gegenstand zu lenken und den Sammeleifer nach dieser Richtung auch in weiteren Kreisen wachzurufen, halte ich es für angezeigt, aus berührten „Beiträgen“ einige Capitel zu nennen, woran ich zum erwähnten Zwecke weiter einige Beispiele von Volkssagen, Mythen und Märchen reihen werde. Ich zweifle nicht, dass jedem Kenner deutschen Mythen- und Sagenstoffes bei unbefangener Beurteilung der folgenden Traditionen sofort einleuchten wird, dass wir es hier, wenngleich mitunter deutsche Persönlichkeiten in die Ueberlieferungen aufgenommen erscheinen, dem Wesen nach doch mit etwas ganz anderem, als deutschen Sagenresten zu tun haben.

Diese Capitel lauten:

1. Der Druidismus in Noricum und sein Verhältnis zum Volke.
2. Die weisen Frauen und ihre Beziehung zum Druidentum.
3. Die weisen Schlangen und die Schlangenbeschwörer.
4. Das Schlangenei und die Mistel.
5. Das Krokodil in den Alpen.
6. König Attila, Artur, Karl d. Gr., Friedrich Barbarossa und Rudolf v. Habsburg im druidischen Anschauungskreise.
7. Die Steinwaffen im Cultus der Druiden.
8. Der Vampyrismus bei den norischen Kelten und die Gräber von Hallstatt.
9. Zwerge und Riesen in den Alpen.
10. Die vergrabenen Schätze und die sie hütenden Hunde.
11. Walpurga, Belisana (Belisama), Ceridwen, Demeter, Artemis Ephesia und Isis.
12. Die Perchta im Dienste der Walpurga.
13. Der Mithrascult in Noricum und sein Verhältnis zum Druidismus.
14. Die Habergeis und die wilde Jagd.
15. Der Anteil des Druidismus an dem alpinen Hexenwesen.

Im Begriffe nun, wie zuvor versprochen, einige Beispiele hierländischer Volksüberlieferung aus meiner Sammlung mitzuteilen, wünsche ich, dass diese vorläufig hinreichen mögen, um auf dem Gebiete der sogen. prähistorischen Forschungen eine neue Richtung anbahnen zu helfen. —

Den Uebergang von den stummen zu den redenden Denkmalen möge ein Instrument bilden, das in Obersteiermark lange Zeit gebraucht wurde und daselbst älteren Leuten noch unter dem Namen „Flatsch'n“ bekannt ist.

Die weisen Frauen und die Flatsch'n.

Unter „Flatsch'n versteht man in Obersteiermark, wenigstens im Bezirke Wels (Wöls), posaunenartige Instrumente von etwas mehr als 8' Länge. Sie wurden von den Landleuten aus Fichtenholz gearbeitet, bestehen aus zwei der ganzen Länge nach gespaltenen, sechskantigen Teilen, die mit Harz aneinandergeklebt, sodann an acht bis neun Stellen mit gedrehten Birkenreisern zusammengebunden und zuletzt mit zollbreiten Bändern aus feiner Birkenrinde, „Flatsch'n“ genannt, umwickelt wurden. Die Dicke der Holzwände beträgt $\frac{1}{4}$ Zoll, die Mundöffnung $\frac{1}{2}$ Zoll ohne das Mundstück. Die Mündung misst 10 Zoll und die Schwere eines dieser Stücke beträgt etwas über zwei Pfund. Vor dem Gebrauche wurden sie in's Wasser gelegt; ihre Tonfarbe hält ungefähr die Mitte zwischen der Trompete und der Posaune. „

Diese kräftigen Blasinstrumente kamen nach der Volkssage vor sehr langer Zeit an und wurden vom Volke gerne gehört; nur die weisen Frauen wollten sie nicht im Lande dulden. Da aber die Leute um Oberwels

nicht von ihnen liefsen, sondern fortführen, auf diesen Instrumenten in Gemeinschaft von einem Berge zum andern ihre Alpenweisen zu blasen; so verliefen die weifsen Frauen, die bisher den Menschen viel Gutes getan, insbesondere das Vieh auf der Alpe vor dem Absturze bewahrten, diese Gegend, und man hat sie seither nie wieder gesehen. Ober-Wels.

Seit den dreifsigern Jahren geriet diese Art Volksmusik daselbst immer mehr in Vergessenheit. Vor einem Jahre waren in Oberwels noch vier Stück derartiger Instrumente vorhanden, wovon aber zwei Herr Munk, Antiquitätenhändler in Augsburg kaufte; nur die übrigen zwei, welche vermutlich auch die letzten in ganz Steiermark sein dürften, konnte Herr Joh. Krainz, (damals Lehrer in Oberwels, gegenwärtig in Knittelfeld) für mich erwerben. Ich trat sie dem hiesigen Landesmuseum ab.

Waldpurga und Rudolf von Habsburg.

In der Nähe von Obdach steht eine alte Ruine; hier wohnte einstens Rudolf von Habsburg. Zu ihm kam einmal ein altes Weib mit einem Prügel in der Hand, eben als sich Rudolf ein kleines Feuer angemacht hatte und sagte: „Lass' mich ein bisschen anwärmen.“ „Ja, ja“, entgegnete der Kaiser freundlich. Das Weib legte nun ihren Prügel auf das Feuer und sagte: „Euer Gnaden! reifst jedem Eurer Tiere,“ — er hatte einen Wolf, einen Löwen und einen Bären bei sich — „ein Haar aus.“ Als er dies getan hatte, ward er sammt seinen Tieren in „Steinsäulen“ verwandelt, die sich noch jetzt dort befinden, aber unsichtbar sind.

Dieses Weib war die Waldpurga, die Erzzauberin unter den Truinen. Obdach.

Friedrich Rotbart auf Eppenstein.

Auf der Ruine Eppenstein (bei Judenburg) haust Friedrich Rotbart sammt seinen Genossen und Sängern; rote Hunde bewachen ihn. Er ist auf folgende Weise dahin gekommen: Einem Bauer wollte Friedrich alle Gerätschaften, alle Tiere und Wagen auf einem großen Wagen fortschaffen, den er selbst zog. Als dies die Bauern sahen, liefen sie herbei und riefen: „Einen solchen Truit können wir nicht in unserer Nähe dulden, er würde uns alles Vieh zu tot zaubern; darum muss er auf Eppenstein!“ Sie fassten ihn bei seinem roten Barte und zogen ihn sammt seinem Wagen bergan, — in eine Höhle; darnach begaben sie sich wieder nach Hause. Der Abend, an welchem sich dieses zugetragen, war gerade ein geheiligter; darum kommt Barbarossa an einem jeden geheiligten Abende um halb sieben Uhr aus der Ruine, und spaziert, von Sängern und den roten Hunden begleitet, auf der Heidenstrasse; ¹⁾ um halb zwölf Uhr aber muss er wieder in seiner Höhle eintreffen.

Maria Buch bei Judenburg.

¹⁾ Die Römerstrasse von Judenburg über Weifskirchen und Obdach in das Lavanttal.

Artur und Walpurga.

Wenn der Namenstag des Artur ist, feiern die Truinan ihm zu Ehren ein Fest. Dieser Artur war früher ein großer König, hatte „alle Völker“ besiegt und unterdrückt. Auch die Walpurga wollte er sich unterwerfen; wurde aber gleich überwunden, von ihr gefangen genommen und genötigt, bei den Truinan zu bleiben.

Fohnsdorf bei Judenburg.

Attila und Walpurga.

Attila ließ sich einst das Pferd der Walpurga aus und „gewann damit,“ d. h. er errang durch dasselbe den Sieg; weil er aber gegen sie undankbar war, ja die Walpurga noch überdies beschimpfte: so ließ sie ihn von ihrem Pferde zertreten.

Stretweg bei Judenburg.

Die Truinenkirche.

In der Truinenkirche steht in der Mitte des Altares das Bild der Walpurga. Auf der Brust trägt sie eine steinerne Tafel, worauf die Namen der Truinan und die Classe, in welche diese gehören, geschrieben sind; aber nicht von links nach rechts, sondern umgekehrt, wie die Jud'n schreiben: denn die Truinan schreiben nie von links nach rechts. ¹⁾

Bretstein.

Das Schlangenei.

Die Echtheit eines Schlangeneies erproben die Truiten mit ihrem Zauberstabe. Sobald sie mit demselben ein wirkliches Schlangenei berühren, springt es auf und darin befindet sich eine junge Schlange, die sodann von der Walpurga aufgezogen wird, weil sich sonst Niemand darauf versteht.

Bretstein.

¹⁾ Als schließlichen Beweis für den phönikischen Ursprung des Kivikmonumentes führt Nilsson in seinem Hauptwerke S. 52 folgendes an: „Nachdem nun (fast) alle Figuren des Kivikmonumentes erklärt sind, möchte ich die Aufmerksamkeit des Lesers darauf hinrichten, dass sie von rechts nach links gelesen wurden, und wenn man sie überhaupt verstehen will, in dieser Richtung gelesen werden müssen. Da sie offenbar eine Schrift, wenn auch nicht in Buchstaben, sondern in Figuren darstellen sollen, so beweiset auch dieser Umstand, dass sie semitischen Ursprunges sind und in derselben Richtung gelesen werden müssen, wie jede andere phönikische oder hebräische Schrift.“ Obschon ich in meinen „Beiträgen“ eingehender auf dieses Monument zurückkommen werde, so kann ich doch nicht umhin, hier noch Folgendes zu bemerken: Ohne Zweifel muss die Bilderschrift des Kivikmonumentes von rechts nach links gelesen werden, aber der von Nilsson aus diesem Umstande gezogene Schluss scheint mir nach der mitgetheilten Tradition aus Bretstein nicht richtig zu sein, da diese Erscheinung ganz und gar zu dem stimmt, was ich über die Wanderungen des südlichen Keltenzuges vorgebracht habe. Wir lernen aus beiden Quellen — die Sage kann hier wohl als solche gelten — dass sowohl die irischen Druiden als jene in Noricum der semitischen Schreibweise, die sie sich bereits im Oriente angeeignet haben, treu geblieben sind.

Pferdeopfer bei den Trunen.

Für ihre Opfer dürfen die Trunen kein beliebiges Pferd nehmen, sondern es muss dasselbe stets schwarz sein, und muss ferner, wenn ihm der Trune mit der Hand über die Rückenöhlung streicht, heifs werden; das zeigt dann an, dass es sich gerne opfern lässt. Bretstein.

Die Mistelbeeren.

Die Truit'n machen sich aus „Vogelleimbeeren“ (Mistelbeeren) eine Kette, hängen sich diese um den Hals, und befestigen an derselben eine harte, weisse Kugel, in welcher sich, in feines, gepresstes Gold gewickelt, ein Natternei befindet. Lobming.

Trunen sind Höhlenbewohner.

Ein Bauer gieng einmal an einem Walde vorüber, und bemerkte in demselben eine Höhle, in welcher viele Lichter brannten. Er meinte vor der Tür des Himmelreiches zu stehen und „macht das Kreuz“. Sofort kamen zwei Trunen heraus, welche ganz weifs gekleidet waren, und um den Hals eine Schnur trugen, an welcher eine weisse Kugel hieng. Da lief der Bauer, so viel er konnte; aber die zwei Trunen hatten einen „Klumpen Vogelmistelbeeren“ und warfen ihm die leimige Masse nach. Eine von ihnen traf ihn gerade am Kopfe und zog ihn mittelst der dünnen Fäden, welche die Masse auf ihrer Wurfbahn aus der Hand gebildet hatte, zu sich heran und führte ihn in die Höhle. Hier sah er viele Trunen, welche Dukaten prägten, und in der Mitte der Höhle safs die „Königin aller Trunen,“ welche an einer goldenen Kette, die sie am Halse trug, ein Natternei hängen hatte. Hierauf führte ihn „die Trune“ wieder hinaus, und der Bauer gieng seines Weges. Des andern Tages kam er wieder an diesem Orte vorüber, aber er sah jetzt nichts, als ein schwarzes Loch, in welchem Nattern und Eidechsen faul dalagen. Feeberg bei Judenburg.

Auswandernde Trunen.

Wenn die Trunen in eine andere Höhle auswandern, so nehmen sie einen abgenagten Rossschädel mit sich, und wenn sie schlechtes Wetter einholt, so verwandeln sie sich in Mäuse, und schliefen in denselben hinein. Zwei von ihnen steigen zu den Augenhöhlen des Pferdeschädels empor und lugen von hier aus als Wächter in's Freie. Bretstein.

Die Zauberstunde der Trunen.

Die Stunde, in welcher die Trunen am meisten zaubern können, ist die Zeit der Dämmerung; im Sommer zwischen 8 und 9, im Winter zwischen 5 und 6 Uhr Abends. Umgebung von Judenburg.

Trunen sind Quacksalber.

Bevor man eine Beinsalbe macht, muss man zu den Trunen beten, sonst heilt die Salbe nicht. St. Peter bei Judenburg.

Trunen und Truden.

Bei den Trunen befinden sich auch plattfüßige Leute, das sind die Truden. Obdach.

Die Regentrud.

Es lebte einst eine „Urahne,“ welche den Spruch und den Weg zur Regentrud wissen wollte; denn ihre Schafe waren auf dem Felde verdurstet, weil vor Hitze bereits alles vertrocknet war. Da gieng eines Morgens ihr Sohn aus, um die toten Schafe heim zu tragen. Als er an Ort und Stelle angelangt war, sah er ein Männchen herumspringen, das einen feuerroten Rock anhatte, und dessen Hände und Gesicht rotbraun waren; auf dem Haupte aber trug es eine so hohe Kappe, dass der Sohn der Urahne glaubte, dieses Männchen müsse jeden Augenblick umfallen. Das war der Feuermann, welcher der Hitze zu befehlen hat. Da trat der Hirt an ihn heran und fragte ihn, wie der Spruch laute, mit dem man die Regentrud erwecken könne. Der Feuermann gab ihm zur Antwort: „Ihr Menschen seid viel zu dumm dazu, und wenn ich Dir auch sage, dass diesen Spruch eine Jungfrau zu sagen hat und dass er lautet:

Zu Staub ist die Quelle,
Zerronnen ist die Welle,
Trocken sind die Wälder,
Feuermann tanzt über die Felder —

und dass der Weg zur Regentrud durch den hohlen Weidenstamm führt, der dort im Walde einsam steht; so weist Du es jetzt doch nicht mehr.“ Mit dieser Kunde begab sich der Hirt zu seiner jungen Schwester nach Hause und sagte ihr den Spruch. Schon am nächsten Morgen, um fünf Uhr früh machten sich beide auf den Weg. Sie fanden im Walde den Weidenstamm und stiegen in seine Höhlung, und auf einer schon ganz ausgetretenen steinernen Stiege giengen sie abwärts. Hier sah es sehr grauenhaft aus, aber sie mussten noch tiefer hinunter. Auf einmal waren beide in einer ihnen ganz fremden Gegend; ein Weg führte durch eine Allee von verdorrten Kastanien. Da sprach der Hirt: „Liebe Schwester, geh' Du fort; ich warte hier.“ Sie nahm ihren Weg weiter und war bald so weit, dass sie ihren Bruder nimmer sah. Ein See lag nun vor ihr, und daneben schlief ein großer schwarzer Vogel. Als sie weiter ausblickte, gewahrte sie in der Ferne einen „Steinfelsen“. Als sie sich ihm

näherte, bemerkte sie eine Höhle; in diese gieng sie hinein. Hier lag schlafend die Regentrud und die Jungfrau sagte ihr in's Ohr:

„Zu Staub ist die Quelle,
Zerronnen ist die Welle,
Trocken sind die Wälder,
Feuermann tanzt über die Felder!“

Da wachte die Regentrud auf und sprach: „Nimm den Krug, der hier zu Deinen Füßen liegt und folge mir.“ Das Mädchen nahm den Krug, und sie giengen zusammen weit fort, bis sie zu einem Brunnen kamen, an dem ein goldener Schlüssel lag, der jene Tür sperrte, die noch tiefer abwärts führte. „Nimm hier den Schlüssel und sperr' dort drüben die Tür auf.“ Das Mädchen gehorchte, kehrte jedoch gleich wieder zur Regentrud zurück, diese aber stieg jetzt abwärts. Nun hörte das Mädchen die Wasserfrau mit den Wasserleuten die Wolken machen, und diese stiegen heraus und blieben auf dem Boden. Hierauf gieng die Regentrud mit dem Mädchen „den Feuermann abdämpfen.“ Die Trud nahm ihn und warf ihn in einen Strom. Da zischte und kochte es auf, und ein roter Rauch stieg in die Luft. Darnach begaben sich beide in die Höhle zurück, und das Mädchen legte sich nieder, um zu schlafen. Da sagte die Regentrud: „Wir haben das Regenmachen vergessen.“ Neugierig fragte das Mädchen; „Wie macht man das?“ Da erwiderte ihr die Trud: „Klatsch' nur mit den Händen,“ und als sie dies befolgte, stiegen die Wolken vom Boden in die Höhe. „Aber Du,“ fragte jetzt die Regentrud, „fliegt der Vogel noch um den See?“ — „Der große schwarze Vogel schläft ja,“ entgegnete diese. „O, da haben wir die höchste Zeit gehabt zum Regenmachen,“ meinte die Wasserfrau. Die Jungfrau begab sich nun zu ihrem Bruder und sie kehrten auf die „Oberwelt“ zurück. Hier konnten sie jetzt durch blühende Auen wandeln und sie hörten die Nachtigallen schlagen. Da sprach die Trud, die ihnen gefolgt war: „Jetzt ist noch nicht Zeit, dass ihr nach Hause geht, es singen ja noch die Nachtigallen.“ „Aber doch,“ versetzte die Jungfrau, „denn am Abende müssen wir schon wieder zu Hause sein.“ Als die Regentrud sich auf den Rückweg begab, war die Jungfrau mit ihrem Bruder schon auf der Wiese ihrer „Mutter“. Sieh', alle Schafe waren hier wieder am Leben, Quellen und Bäche flossen und alle Blumen blühten.

Judenburg.

So gerne ich auf die bisher mitgeteilten, verschiedenartigen Volksüberlieferungen näher eingehen möchte, so kann ich mich im Hinblick auf das mir gesteckte Ziel doch nur auf die folgende höchst wichtige Tradition beschränken; behalte mir aber zu dem Vorangegangenen die Interpretation für meine „Beiträge“ vor.

Den Druiden in Gallien und Britannien ist das Sammeln der Mistel eigen. Wie dieser Brauch in Gallien geübt wurde, darüber gibt uns Plinius Auf-

schluss. Da seine diesbezügliche Nachricht als Prüfstein gelten kann, in wie ferne das Volk in Obersteiermark historisch-getreue Erinnerungen von Generation auf Generation fortpflanzt, so dürfte es nicht unpassend sein, dieselbe — im Auszuge — der folgenden Ueberlieferung aus Bretstein voran zu schicken.

In seiner *Histor. Nat.* XVI, 44 sagt Plinius: „Nichts galt den Druiden für heiliger, als die Mistel und der Baum, worauf sie wächst, falls es eine Steineiche ist. Was auf diesem Baume sein Gedeihen findet, stammt nach ihrer Meinung vom Himmel, und ist ein Zeichen, dass sich die Gottheit den Baum auserwählt habe. Aber selten wird die Mistel gefunden; wenn nun der günstige Fall eintrat, so wurde sie mit großer religiöser Feierlichkeit abgenommen. Wenn das Opfer und das Opfermal unter der Eiche nach Gebühr bereitet ist, dann werden zwei weiße Stiere herbeigeführt, deren Hörner bei dieser Gelegenheit zum ersten Male gebunden werden. Der Priester in weißem Gewande besteigt den Baum, schneidet mit einer goldenen Sichel die Mistel ab, welche dann in ein weißes Tuch aufgefangen wird. Nun werden die Opfertiere geschlachtet, und man bittet, dass die Gottheit ihr Geschenk denen segnen möge, welchen sie es gegeben.“¹⁾

Ueber das Sammeln der Mistel im Trunenorden um Bretstein weiß man daselbst Nachstehendes zu erzählen.

Wenn die Trunen Misteln sammeln gehen, so reitet der Hopatatsch, das ist der oberste unter ihnen, in schwarzem Gewande, auf einem schwarzen Rosse mit silbernem Zaume der Prozession voran. Ihm zur Seite reitet barfuß der Ceremonienpriester auf einem weißen Rosse mit goldenem Zaume. In der Hand trägt dieser eine goldene Sichel, die in einen Schlangenkopf endet. An Ort und Stelle angelangt, reiten sie dreimal um den „Mistelstrauch.“ Dann kommen die niederen Trunen mit einem großen, schneeweißen Tuche und halten es ausgebreitet unter demselben. Nun reitet der Ceremonienpriester zum „Mistelbaum“, verrichtet daselbst ein Gebet, zieht dann ein weißes Gewand an und schneidet mit seiner goldenen Sichel, deren Griff er mit einem weißen Tuche umwickeln muss, den „Mistelstrauch“ ab, der sodann von den unten stehenden Trunen in das große, weiße Tuch aufgefangen wird. Wenn viele „Mistel“ (Mistelzweige) daneben, d. h. auf den Boden, statt in das Tuch fallen, so bekommen die niederen Trunen eine Strafe.

Halten wir nun beide Nachrichten gegen einander.

¹⁾ Nihil habent Druidae (—) visco et arbore, in qua gignatur (si modo sit robur) sacratius. — Enimvero quidquid adnascatur illis, e coelo missum putant signumque esse electae ab ipso deo arboris. Est autem id rarum admodum inventu et repertum magna religione petitur. — Sacrificiis epulisque rite sub arbore praeparatis, duos admovent candidi coloris tauros, quorum cornua tunc primum vinciantur. Sacerdos candida veste cultus arborem scandit, falce aurea demetit, candido id excepitur sago. Tum deinde victimas immolant, precantes ut suum donum deus prosperum faciat his, quibus dederit. Plinius *Hist. Nat.* XVI. 44.

In Gallien wie in Noricum wurde die Mistel mit besonderer Feierlichkeit gesammelt. Wie dort ist auch hier ein Priester, d. h. ein Druiden, der in weißem Gewande und mit einer goldenen Sichel die Mistel abschneidet; und hier wie dort wird die fallende Mistel in ein weißes Tuch aufgefangen. Eine so bedeutende Uebereinstimmung der Volkstüberlieferung mit einer durchweg beglaubigten Nachricht des Plinius, verleiht ersterer, obschon zwischen beiden ein Zeitraum von 1800 Jahren liegt! — unstreitig einen historischen Wert, und erweist im Einklange mit dem bereits früher Vorgebrachten den einstigen Bestand des Druidismus für Noricum. Unschwer vermissen wir in unserer Ueberlieferung die Opfertiere, weil uns hier viel wichtigere Details erhalten sind, die Plinius nicht erwähnt; wie der Name Hopatatsch, die in einen Schlangenkopf endende goldene Sichel, das schwarze und das weiße Ross u. a.

Gehen wir, — wengleich diesmal in gedrängtester Kürze und aphoristisch — näher auf den Sinn dieses Brauches ein. Die Stelle bei Plinius wurde schon unzählige Mal citiert, ausgeschrieben, wieder citiert, aber mir ist bis zur Stunde nicht bekannt geworden, dass jemals nach dem Sinne derselben geforscht worden wäre. Ich will nun versuchen, den Sinn dieses Brauches zu ermitteln.

Wie Tod und Leben, die beiden großen Gegensätze im gesammten Cosmos, so stehen sich bei allen alten Völkern, welche den Dienst der Sonne kannten, zwei Feste gegenüber: das der Winter- und jenes der Sommer-sonnenwende. Die Zeit von dem Winter- bis zum Sommersolstitium ist die Lichtseite, (die Zeit des Vegetationslebens), vom Sommersolstitium bis zur Wintersonnenwende, die schwarze Seite des Jahres.

Wo nun das Pferd Bild der Sonne war — wie dies z. B. von den Kelten hinlänglich erwiesen ist — da versinnbildlichte das weiße Pferd den aufsteigenden Sonnenlauf, den Gegensatz repräsentiert das schwarze.

Deutet nun das schwarze Pferd unserer Mitteilung schon sicher auf die schwarze Jahreshälfte, so weisen andere Umstände in unserer mythischen Tradition geradezu auf jene Zeit hin, in welche der Uebergang von der dunklen, finstern in die Lichtseite des Jahres fällt, nämlich auf das Wintersolstitium.

Was bedeutet die Mistel? Meine bisherigen Studien haben mich dahin geführt, dass sie das Sinnbild der Welt, der sich alljährlich erneuernde Weltbaum ist, der in seinen lichten Beeren das Abbild der Gestirne trägt. Ich bemerke hiezu, dass um die Zeit des Wintersolstitiums auch die Druiden in Gallien die Mistel sammelten und dass bei ihnen jedes Weltjahr mit der Wintersonnenwende seinen Abschluss erhielt. In unserer Ueberlieferung aus Bretstein ist nun der schwarze Reiter, Hopatatsch, besonders beachtenswert; seinem Wesen nach ist er, wie wir bald sehen werden, die Incarnation des Wintersonnengottes.

Dreimal reitet er mit seinem Priester um den Mistelbaum. Das bezieht sich deutlich auf das Wintersolstitium, in welchem die Sonne dreimal um das „Weltcentrum“ ihren Lauf zu nehmen scheint. Weiter hören wir: Nachdem sie beide dreimal um den „Mistelstrauch“ geritten, zieht der Ceremonienpriester ein weisses Gewand an und schneidet hierauf die Mistel ab.

Was mag wohl dies bedeuten?

Es ist abermals der Vorgang in der Natur nachgebildet. Erst nachdem die Sonne dreimal um den Weltbaum gekommen, kehrt sie ihre Lichtseite wieder der Erde zu.

Die Mistel, das alte Weltjahr, wird geschnitten, nachdem die Sonne sich gewendet, und wird in ein grosses weisses Tuch, neben dem weissen Pferde das zweite Bild der Lichtseite des Jahres, aufgefangen.

Wie die nach Monden rechnenden Druiden in Gallien und Britannien, so haben demnach auch die Druiden Noricums das neue Jahr gleich nach der Wintersonnenwende, d. i. am 25. December, begonnen.

Was bedeutet endlich der Name Hopatatsch?

Nachdem wir wissen, dass er die junge Wintersonne ist, so ertübrigt uns nur noch die Erklärung seines Namens; eine Aufgabe, die nach dem Gebotenen allein zur vollen Befriedigung unlösbar erscheint.

Herakles, der Sonnenheld, böte als Ἡ. μελάμπερος und als Beischläfer der Omphale die nächsten Berührungspunkte. Allein wir wollen uns nicht hiebei verweilen, sondern nach der ursprünglichen Heimat auch dieses Sonnenhelden uns um Rat wenden, nach dem Oriente, und nicht aus Einseitigkeit, sondern nur der Kürze wegen uns diesmal mit Aegypten begnügen.

Hier ist H^cur-ḫa-ḫrudu,¹⁾ „Horus das Kind,“ derjenige Gott, den, nach Plutarch (Isis cap. 65), die Göttin Isis unvollkommen und an den Füfßen schwach um die Zeit der Wintersonnenwende zur Welt brachte. An den Füfßen schwach? Das bietet eine überraschende Analogie zu einer Volküberlieferung, die ich über den Trunenorden des Falkenberges besitze. Diese lautet: „Bei einem gewissen Feste müssen die Trunen so gehen, als ob sie nicht recht gehen könnten; sie dürfen nämlich die Ferse des einen Fusses nicht weiter vorsetzen, als bis zur grossen Zehe des anderen Fusses“ — was nur auf das in Rede stehende Fest Bezug haben kann.

Über den Hopatatsch im „Falkenberger Trunenorden“ wurde mir von sehr verlässlicher Seite mitgeteilt, dass er bei dem Weihnachts-umzuge „Blitzsteine“ in seinem Hosensacke mit sich führe, weil sonst seine Füfße zu schwach seien, um sich auf dem Pferde erhalten zu können! Demnach finden wir, dass zwischen Hopatatsch und H^cur-ḫa-ḫrudu volle Identität besteht. Sehen wir noch auf die griechische Benennung dieses ägyptischen jungen Wintersonnengottes, so finden wir, dass er hier den Namen Harpokrates führt. Zuvor berührte Uebereinstimmung könnte uns nun veranlassen,

¹⁾ Reinisch S.: die ägyptischen Denkmäler in Miramare. Wien 1865, S. 165.

in der Namensform Hopatatsch den verunstalteten Harpokrates zu sehen! Allein, dies hiefse die große Anzahl falscher Etymologien um eine neue vermehren. Dieser Name lässt sich, nachdem wir gefunden, dass sein Träger die incarnierte Wintersonne ist, aus unserem heimischen Wortvorrat vollkommen befriedigend erklären. Unser hopen-trippen und das dialektische Adjectiv taschi, tatschat, totschat, das gelenksweich bedeutet, — daher Tatschka der Name für die weiche Kröte — lösen das Rätsel. Hopatatsch ist somit nach Inhalt und Form: **der mit schwachen Füßen trippelnde junge Winter-sonnengott.**

Nun erlaube ich mir zu fragen: Hat, angesichts solcher Tatsachen die keltische Frage eine Berechtigung? Wiegen einige, durch die Natur verunstaltete Menschenschädel oder gespaltene Knochen mehr, als so deutlich redende Zeugen der Vergangenheit? Darf man der Geschichte eines Volkes nachgehen, deren mehr als tausendjähriger Schauplatz Europa war, und auf welchem sich dieses Volk zu einer bedeutenden Cultur aufgeschwungen, von dem nachrückende Völker, die Römer nicht ausgenommen, gar Manches gelernt, haben? Meine Ueberzeugung in diesem Punkte ist die: Wollen wir über die ältere, und ich darf hinzufügen, älteste Geschichte unseres Erdteiles jemals Aufschluss haben; so kann ohne Beachtung und Lösung der keltischen Frage, — so weit letzteres noch möglich oder notwendig ist — kein befriedigender Erfolg erwartet werden.

Die Kelten stehen in der Mitte zwischen halb mythischem, halb sagenhaftem oder ganz schweigendem Dunkel, in das wir noch ratlos blicken und der Geschichte. Die Geschichte dieses Volkes bildet die Brücke: wollen wir aus historischer Zeit in jene nebelhaften Fernen schauen und jene Rätsel lösen, welche uns das graue Altertum verbirgt.

Hat die Geschichte unseres Erdteiles Großes aufzuweisen, so wird sie uns auch lehren müssen, dass all' dieses aus kleinen Anfängen entstanden.

Sie dürfte uns aber auch einmal sagen: so weit unser Auge zur Zeit zu spähen vermag, leiteten **Zwerge** die Geschichte Europa's ein!

Ist die Nordküste Afrika's und die pyrenäische Halbinsel einerseits, und sind die Balkanländer andererseits einmal genügend durchforscht; greifen ferner vergleichende Mythen-, Sagen- und Sprachforschung zu Hilfe: dann wird sich uns über die sogenannte praehistorische Zeit unseres Erdteiles ein Bild entrollen, dessen Conturen viel schärfer und befriedigender sein werden, als sie der bronzene Griffel allein zu zeichnen vermag!

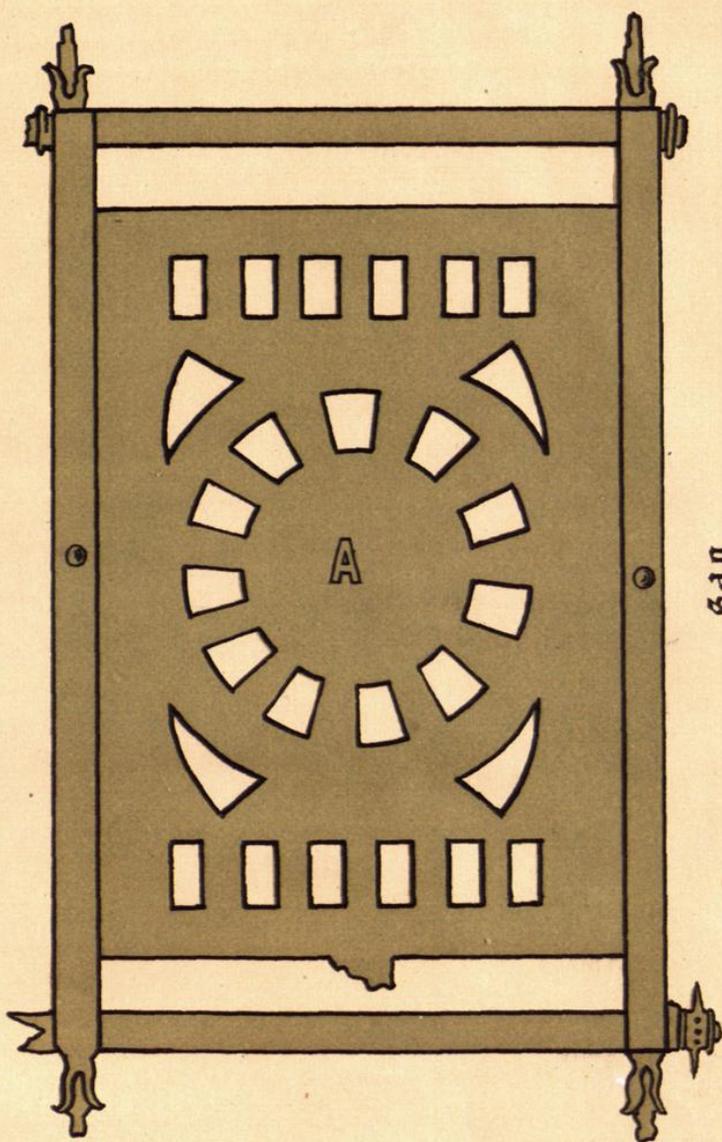
Neben uns ein kritisch gesichtetes, daher zuverlässiges Material, vor uns eine Zukunft, in uns entschiedenes Wollen und eiserne Beharrlichkeit, als Basis das Recht zu freier Forschung; das wird den Schleier, der noch über der Vergangenheit der Völker liegt, welche dereinst gleich uns in Freud' und Leid auf unserer Erde gewandelt, in gar vielen Punkten lichten!

Weit über die Grenzen unserer grünen Steiermark hinaus leben nach meiner eigenen Erfahrung unter den Bewohnern der Berge Erinnerungen, denen, kostbarem Berggolde gleich, mit allem Fleiße nachgestrebt werden sollte. Hat für diese Schätze leider gar bald die zwölfte Stunde geschlagen, so ist das Vorhandene doch bedeutend genug, um noch so manches leere Blatt der Geschichte mit Daten zu füllen, welche uns über den gegenwärtig noch so beschränkten Gesichtskreis hinaussetzen, und im Vereine mit obgenannten Forschungen unser Auge an die große geschichtliche Vergangenheit Europa's gewöhnen werden.

Darum darf ich wohl mit dem eingangs citierten Satze schließen:

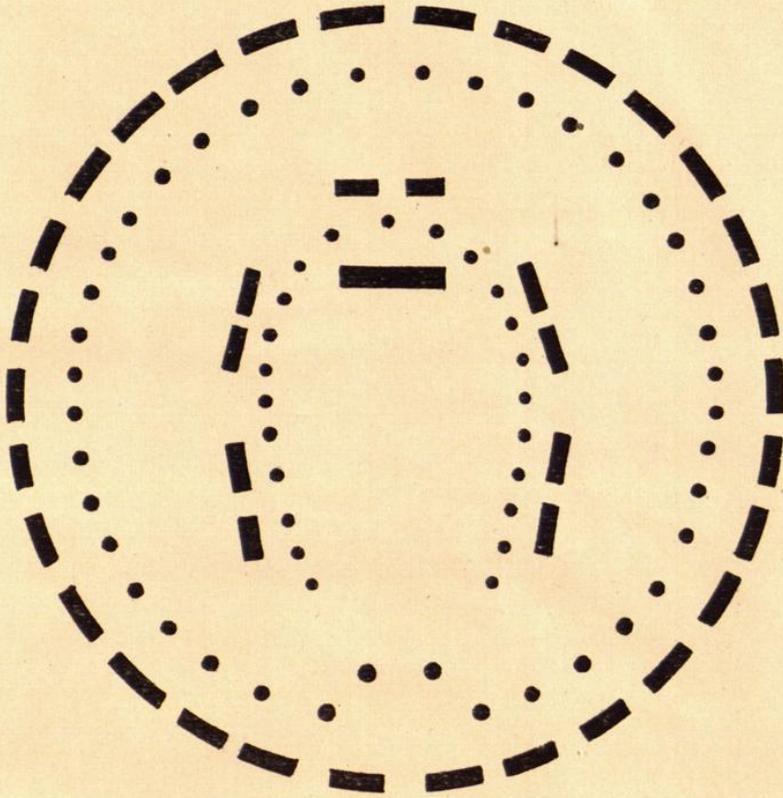
Zuversicht ist dankbar für den Mann!

Strehweg - Judenburger Bronzewagens.



Badenplatte
des

Grundriß
des
Sonnen-Tempels



Stonehenge.